

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339215](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339215)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der gedemüthigte Serschant.

(Erinnerung eines alten Straßburgers.)

Ein wackerer alter Straßburger hat dem Votenden folgenden Aufsatz zukommen lassen, mit dem Ersuchen, denselben in den Kalender aufzunehmen, damit die darin erzählte Begebenheit, welche zur Zeit bloß mündlich besprochen worden, sich, obwohl etwas spät erst, gedruckt verbreiten und erhalten möge, zur Ehre und rühmlichen Erinnerung eines Mannes der, während einer Reihe von Jahren, an der Spitze der Straßburger Stadtverwaltung gestanden.

Der Votende läßt nun den guten Bürgermann selbst in seiner schlichten Weise erzählen:

Eine Begebenheit auf dem Finkmatt-Wall, deren Anekdote ich war, und die dem ehemaligen Maire von Straßburg, Hrn. von Kenzinger, zur Ehre gereicht, möchte ich gerne im Andenken meiner Mitbürger durch einfaches Erzählen zu erhalten suchen. Die Rolle, welche der Maire bei diesem Auftritte spielte, bekundet seinen Biederfinn und seine Bürgerliebe.

Während der Regierung des Königs Karls X wurde, unter der Leitung des Militärgenieß, die Stadtmauer in der Nähe der Finkmatt-Kaserne höher gebaut, was sodann auch die Erhöhung des Walls nothwendiger Weise nach sich zog. Eines Tages, als eben noch eine Lücke von beiläufig zwanzig Meter Länge, am Parapet oder an der Brustwehr, auszufüllen war, machte ich einen Spaziergang über den Wall, und kam zu der bezeichneten Stelle, woselbst, um etwaiges Unglück zu verhüten, eine Schildwache postirt worden. Durch die noch offene Lücke hindurch konnte man auf die Finkmatt schauen, woselbst Scharfschützen und Plänker in ihrem kriegerischen Handwerke sich übten, was gar kurzweilig mitanzusehen war, und die Trompeter bliesen lustig ihre Signale. An diesem Platze befanden sich mehrere Mägde mit Kindern und einige andere Personen, unter denen ich Hrn. von Kenzinger, unsern Maire, erkannte, der aufmerksam den Kriegsübungen zusah. Ich mochte fünf Minuten ungeduldrig so dagestanden sein bei den übrigen Zuschauern, die alle sich ganz ruhig und ordentlich verhielten, also daß die Schildwache nicht die geringste abwehrende Bemerkung zu machen hatte, als plötzlich ein junger Serschant, der Befehlshaber des Wachtpostens an der Kaserne, den

Ballberg heraufkam, der dazumal noch mitten in den Kasernenhof ausmündete. Ich sah's dem übermüthigen Burschen gleich an, daß er jetzt seine Autorität als Vorgesetzter werde geltend machen, denn er schnauzte die Schildwache grimmig an und überhäufte den ganz verblüfften Soldaten mit den größten Vorwürfen, daß er die Leute da so nahe zur Lücke habe vordringen lassen, und bedrohte ihn mit strenger Strafe. Um doch etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen, antwortete der Soldat dem schimpfenden Vorgesetzten: „Wenn ich den Leuten auch sage, sie sollen zurücktreten, so bleiben sie doch stehen.“

„Was will das heißen?“ rief der Serschant zürnend; „zu was habt Ihr denn Euer Gewehr? Wollen die Leute nicht gutwillig zurück, so ver setzt ihnen Bayonnettstiche in den Leib!“

Dies war denn doch zu arg! Diese rohe Aeußerung schnitt mir tief durch die Seele, und unwillkürlich entfuhr mir laut die Worte: Das ist ja recht insam! — Hr. von Kenzinger, hinter dem ich eben gestanden, wendete bei meinem Ausrufe sich um, da er bis jetzt immer nach der Finkmatt hinuntergeschaut hatte, und blickte mich fragend an. In kurzen Worten setzte ich ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß, fest überzeugt, daß er seine hohe Stellung als Maire der Stadt Straßburg werde geltend zu machen wissen. Und ich hatte mich nicht getäuscht; mein Bürgerstolz wurde befriedigt.

Würdevoll schritt Hr. von Kenzinger auf den Serschant zu, und fragte ihn in strengem Tone, wer ihm den Befehl oder die Vollmacht gegeben habe, den Bürgern Bayonnettstiche verabreichen zu lassen.

„Was geht das Sie an?“ war des Serschanten grobe Antwort — „ziehen Sie sich zurück, oder...“

„Wisset, daß Ihr mit dem Maire von Straßburg redet!“ bedeutete Hr. von Kenzinger ganz trocken dem flegelhaften Burschen, und fuhr sodann mit Ehrfurcht gebiender Würde fort: „Ich bin überzeugt, daß Ihr weder den Befehl habt, noch ertheilen könnet, den Bürgern Bayonnettstiche zu geben; Ihr seid unwürdig Eures Grades, und was Ihr da gethan habt, ist mehr als hinreichend Euch vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ich werde Euch zu finden wissen!“ Die letzten Worte betonte der Maire mit großem Nachdruck, wandte den Rücken und ging langsam davon.

Der Serschant stand ganz verblüfft da, und konnte keine Antwort zur Entschuldigung finden; der Schildwache hingegen sah ich deutlich an, daß es ihr leichter um's Herz geworden; sogar konnte der gutmüthige Bursche nicht ganz ein kleines zufriedenes Lächeln verbergen.

Indessen schritt, die Hände auf dem Rücken, Hr. von Kenzinger langsam und ruhig vorwärts. Nach kurzem Besinnen eilte der sich strafbar fühlende Serschant ihm nach, und hielt ganz demüthig um gutes Wetter an. Als der Maire merkte, daß die kleine Lektion gefruchtet, nahm er dem Bittenden die Angst vor einem Kriegsgerichte vom Herzen, hielt ihm aber noch eine tüchtige Strafpredigt, worin er ihm das Gehässige seines übereilten Betragens klar und deutlich vor Augen legte und gute Warnungen und Rathschläge für die Zukunft ertheilte. Der junge Mann verschluckte geduldig die bittern Pillen, und versprach ernstlich die väterlichen Lehren des wackern Maires zu beherzigen und treulich zu befolgen, der ihm gutmüthig und versöhnt die Hand zum Abschied reichte, worauf ein Jeder wieder seines Weges zog, Hr. von Kenzinger der Brandgasse, der beschämte und reumüthige Serschant der Wachtstube zu.

Also endete dieser Auftritt, dessen Erinnerung mir zeit lebens im Gedächtnisse bleibt. Die Nuzanwendung möge sich jeder Leser selbst daraus ziehen.

Der Schein trägt.

Eine Criminalgeschichte.

(Mit einer Abbildung.)

Unweit der Stadt Mühlheim, in Rheinpreußen, lebte vor mehreren Jahren der Förster Konrad, weib- und kinderlos, in seinem einsamen Forsthaufe tief im Walde, das nur zwei Jägerbursche, höchstens bisweilen drei, mit ihm bewohnten. Er war ein strenger, sogar etwas roher Mann, der in der Ausübung seiner Amtspflichten nicht die geringste Schonung gegen die Schuldigen an den Tag legte, und schon manchen Holzfrever und Wildddieb aus dem in der Nähe des Forsthauses gelegenen armen Gebirgsdorfe vor Gericht hatte belangen und strafen machen. Sonst aber war Förster Konrad ein ganz rechtlicher Mann, und bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben; allein seiner unerbittlichen Strenge wegen, haßten ihn die Bauern von ganzem Herzen und verheßten diesen Haß auch nicht im Ge-

ringsten, wenn sie ihm, selbst in der Gegenwart des Forstmannes, Lust machen konnten.

Am einem feuchten und kalten Spätherbstabend, nachdem er während des ganzen Nachmittags sein Waldrevier durchstreift hatte, zog Förster Konrad durch das Dorf, um in seine abgelegene Wohnung zurückzukehren. Als er am Wirthshause vorübergehen wollte, wandelte ihn die Lust an, ein Glas Wein zur Stärkung und Erwärmung zu trinken, und er trat ein in „den rothen Kranich“, wo der Wirth eben die angezündeten Lichter auf die ziemlich zahlreich besetzten Tische stellte, an denen vermutlich gerade die Rede gewesen war von dem allgemein verhassten Förster, dessen kurzen Abendgruß die Zechenden kaum erwiderten und flüsternd die Köpfe zusammensteckten.

Konrad störte sich nicht an diesem schlechtverhaltenen Unwillen; er war sich seines Uebergewichts bewußt, setzte sich mit barschem Trotz an den letzten freien Tisch und ließ den herbeigebrachten Wein sich munden; machte auch nicht den geringsten Versuch mit einem der Anwesenden das Gespräch anzuknüpfen.

Bald nach des Försters Erscheinen, trat ein neuer Gast in die volle Wirthsstube. Seine etwas fremdartige Kleidung ließ vermuthen, daß er nicht in der Gegend zu Hause sei; sein knotiger Reisefstab und sein Staubhemde oder Blouse über den Kleidern, bekundeten einen Fußgänger. Da der Förster seinen Tisch allein inne hatte, so setzte sich dieser Fremde ihm gegenüber, bot ihm freundlich guten Abend, und bald entspann sich zwischen Weiden ein Gespräch.

Neugierig musterten die Bauern den Ankömmling, und allen fiel eine Tabakspfeife auf, mit einem schönen, silberbeschlagenen Meerschaaunkopfe, aus welcher der Fremde zu dem Glase Bier rauchte, das er sich hatte bringen lassen. Sie wurden immer stiller und lauschten gespannt darauf, was der Reisende wohl sprechen würde, der ziemlich laut mit dem Förster sich unterhielt. Bald hatten die neugierigen Bauern vernommen, daß er beabsichtige, diesen Abend noch, die ungefähr drei Stunden entlegene Stadt Mühlheim zu erreichen, und daß er sich bei Konrad nach dem nächsten Wege erkundige. Dieser berichtete ihm, der Weg führe bei seinem Forsthaufe vorbei, von wo er noch zwei Stunden habe bis zur Stadt, und erbot sich ihm zum Begleiter bis an's Forsthaus, wohin er jetzt auch gleich zurückkehre. Der Fremde nahm das Anerbieten mit Dank an, und zog, um seine Zechen zu bezahlen, einen großen, grünseidenen Geldbeutel hervor, reichlich mit

Gold gespickt, was der Bauern lauernden Augen nicht entging. Kurz darauf entfernte sich der Förster mit dem Fremden, und in „dem rothen Kranich“ trat der alte Lärm, das alte Treiben und Kartenspielen wieder ein.

Zwei Tage später kam eine junge fremde Frau zu dem Procurator am Mühlheimer Gerichtshof, und bat ihn, auf gerichtlichem Wege nach ihrem Manne forschen zu lassen, von dem sie selbst keine Spur mehr auffinden könne. Auf des Procurators Fragen gab sie mit thranenden Augen folgende Auskunft: Sie war eine von deutschen Eltern geborene Amerikanerin, hatte in ihrer Heimath einen deutschen Einwanderer kennen gelernt, der ein einträgliches Handelsgeschäft betrieb, und mit der elterlichen Zustimmung ihn zum Manne genommen. Nach mehrjähriger glücklicher Ehe, habe ihr Mann den Wunsch geäußert in sein Vaterland zurückzukehren, nach welchem er eine unbezwingliche Sehnsucht in der Seele verspürte; er schlug seiner Frau vor, die Reise mitzumachen. Lange konnte sie sich nicht dazu entschließen, gab jedoch endlich seinen Witzten und Vorstellungen nach. Ob sie in Europa bleiben wollten, darüber war kein bestimmter Entschluß festgesetzt worden; ihrem Manne war's hauptsächlich darum zu thun, seine greisen Eltern, von denen er schon lange nichts mehr erfahren, wiederzusehen, und sich mit einem Bruder auszusöhnen, von dem er in Groll und Hader geschieden. Die Reise nach Europa lief glücklich ab, und sie landeten wohlbehalten in Bremen, von wo sie sich nach Rheinpreußen wandten, der Heimath ihres Mannes. In der Nähe von Mühlheim schickte dieser sie, mit ihren zwei Kindern, voran in die Stadt, damit sie ihn daselbst erwartete, weil er zuvor seinen Bruder auffuchen wollte, der als Förster im Gebirge, abseits der Landstraße, wohnen sollte. Zu diesem ersten Besuche mochte er Frau und Kinder nicht mitnehmen, nicht allein wegen der ungangbaren Gebirgspfade, sondern auch, weil er nicht gewußt, wie dieser Bruder, nach dem früher vorgefallenen Zwist, ihn aufnehmen würde. Er hatte sich sogar vorgenommen, sich dem Bruder nicht zu erkennen zu geben, falls er ihn nicht zur Versöhnung geneigt fände. Sein Eintreffen in Mühlheim hatte ihr Mann auf den 5. November heilig versprochen, und heute war schon der 8te, ohne daß er selbst oder eine Nachricht von ihm angelangt war. Die arme, beunruhigte Frau schloß ihren Bericht an den Procurator mit den Worten, daß ihres

Mannes strenge Gewissenhaftigkeit in Erfüllung eines gegebenen Versprechens sie leider befürchten mache, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein müsse, und sie daher, ganz fremd und unbekannt im Lande, sich nicht besser zu helfen wisse, als zur Gerichtsbehörde ihre Zuflucht zu nehmen.

Also lautete die Aussage der jungen Amerikanerin, deren Wahrheit sie durch Vorweisen amtlicher Schriften bestätigte. Der Richter nahm menschenfreundlichen Antheil an dem Kummer der armen Frau, und gab noch in selber Stunde den Auftrag, von Gerichtswegen nach dem Vermissten zu forschen.

Der Polizeibeamte, dem dieser schwierige Auftrag geworden, begab sich zunächst nach Konrad's Försterhause, denn, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, war dieser des Vermissten Bruder, da er denselben Familiennamen trug, obgleich man ihn, seitdem er in dieser Gegend angestellt worden, noch nie von einem Bruder in Amerika hatte sprechen hören.

Als der Polizeibeamte in's einsame Forsthaus kam, traf er blos einen der Jägerburfchen, welcher nichts von einem Fremden, zur angegebenen Zeit, wollte gesehen haben. Um Mittag, sagte er, werde Förster Konrad zu Hause sein, der am Besten Antwort geben könne auf die Frage. Der Beamte ging nun auf Gerathewohl in das nächstgelegene Dorf, eben dasselbe, von welchem zu Anfang schon die Rede gewesen, und erfuhr hier, daß wirklich, am Abend des 5. Novembers, ein Fremder im Wirthshaus „zum rothen Kranich“ eingekehrt sei, dessen Aussehen und Anzug ganz zu der Beschreibung paßten, welche die bekümmerte Frau von ihrem Manne gegeben, und der in Begleitung des Försters wieder fortgegangen.

Also war die erste Spur aufgefunden; zum Förster, der die beste Auskunft geben konnte, mußte zurückgegangen werden. Bei weiterem, behutsamen Nachfragen erfuhr der Polizeimann, daß der Fremde einen Beutel voll Gold und eine merkwürdig schöne Meerschaumpfeife bei sich getragen habe, die allen Gästen in die Augen gefallen sei, und ließ ganz unbedacht die unvorsichtigen Worte entschlüpfen: „Der Fremde wird vermisst; was mag aus ihm geworden sein?“

Raum waren diese unüberlegten Worte gesprochen, so bemächtigte sich böser Argwohn der Bauern; ihr Haß gegen Förster Konrad machte sich Luft, und unverhohlen äußerten sie die Meinung, der Förster möge sich wohl den dunkeln Novemberabend und den einsamen Waldweg zu Nutze gemacht haben, um an dem Fremden, dem er sich so bereitwillig zum Begleiter angeboten,

einen Raubmord zu verüben. Nichts ist ansteckender als der Argwohn, und erfaßte gleich auch den Polizeibeamten, obwohl er den Förster bisher immer als einen ganz rechtlichen und unbefcholtenen Mann angesehen. Er gab sich alle Mühe, sein entflandenes Mißtrauen zu unterdrücken, hielt es aber dennoch für rathsam zwei Zeugen mitzunehmen in's Forsthaus. Sämmtliche Bauern, froh den verhafteten Förster in die Klemme bringen zu können, erbieten sich zum Mitgehen; allein der Beamte wählte bloß den Wirth und einen der ältesten Bauern zu seinen Begleitern zu Konrad aus.

Dieser war daheim, als die drei Männer in's Forsthaus traten. Kaum aber waren die ersten Begrüßungen gewechselt, und der Polizeibeamte eben im Begriff seine Erkundigungen zu beginnen, als der Wirth in den lauten Ruf ausbrach: „Da hängt ja die Meerschaumpfeife!“ — Den Beamten erfaßte Schrecken. An der Wand, neben vielen andern Tabakpfeifen, hing ein schöner, mit Silber beschlagener Pfeifenkopf von Meerschaum, den die beiden mitgebrachten Zeugen einstimmig für denselben erkannten, aus welchem an jenem Abend der Fremde geraucht hatte. Nicht die geringste Unruhe oder Verlegenheit jedoch war bei Förster Konrad in diesem ersten Augenblicke zu bemerken, und auf näheres Befragen des Polizeimanns erklärte er, jener Fremde sei allerdings mit ihm aus dem Dorfwirthshause fortgegangen, habe sich ihm unterwegs als seinen Bruder, der vor längeren Jahren nach Amerika gewandert, zu erkennen gegeben, sei mit ihm in's Forsthaus getreten, habe aber, trotz seiner dringenden Bitten, die Nacht nicht unter seinem Dache zubringen wollen, weil er seiner Frau versprochen, an selbem Abend noch in Mühlheim einzutreffen, wofelbst sie ihn mit den Kindern erwartete. Hierauf sei sein Bruder auch wirklich gegen halb neun Uhr fortgegangen, nachdem er ihm den Meerschaumpfeifenkopf zum Andenken geschenkt, der nun da neben seinen andern Pfeifen hänge.

Nach diesem Berichte Konrad's, sagte der Polizeibeamte, daß dieser sein Bruder noch nicht in Mühlheim eingetroffen sei, wofelbst seine geängstigte Frau sehnüchrig seiner Ankunft entgegenharrte. Sichtlich erschrocken der Förster bei diesen Worten und rief: „Dann ist ihm ein Unglück zugestoßen!“

„Das meinen wir auch“, entgegnete der Beamte scharf betonend, denn Konrad's Erschrecken kam ihm verdächtig vor — „und, kraft meines Amtes, glaube ich mich berechtigt, Haussuchung bei Ihnen zu halten.“

Bei diesen unerwarteten Worten starrte Konrad den Polizeibeamten an, und sank, ohne ein Wort zu erwiedern, auf den nächsten Stuhl nieder. Hatte er errathen, was man argwöhnte, und hatte ihn der Gedanke an das Ungeheure des Verbrechens, dessen man ihn fähig hielt, sprachlos gemacht? Oder, war er schuldig, und die Gewißheit entdeckt zu sein, jagte diesen Schrecken ihm ein? — Wer anders als der allwissende Gott, der Herzen und Nieren prüft, und vor dem auch des Menschen geheimste Gedanken nicht verborgen sind, konnte Antwort geben auf diese Fragen, welche plötzlich aufstiegen in der Seele des überraschten Beamten!

Er befohl dem Wirth, den halb bewußtlosen Förster nicht aus den Augen zu verlieren, und begann mit dem Bauer, dem zweiten Zeugen, die Haussuchung, fand aber nichts Ungewöhnliches, nichts Verdächtigtes. Unschlüssig stand er nun vor der Thüre, überlegte was er thun solle, während der Bauer dem vor dem Forsthaufe befindlichen, mit Eimern und Ketten versehenen Ziehbrunnen sich näherte, hinunterschaute und plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß und die Hände zusammenschlug. Der Beamte sprang hinzu, und der Bauer rief ihm entgegen: „Er liegt im Brunnen! Er liegt im Brunnen!“ Der Beamte spähet hinab, und glaubte wirklich auf dem Grunde des Wassers einen Gegenstand zu erblicken, der Menschlichkeit hatte mit einem menschlichen Körper.

Eben kamen die beiden Jägerburschen aus dem Walde zurück. Sie wurden nach dem Fremden befragt, erklärten aber, nichts von ihm zu wissen und behaupteten, am Abend des 5. Novembers erst um Mitternacht beimgeliebt zu sein, was mit der Aussage des Försters übereinstimmte.

Die Jägerburschen mußten nun, auf des Beamten Befehl, eine Leiter, Hacken und Seile herbeischaffen, und mit ihrer Hilfe gelang es, nicht ohne große Mühe, den auf dem Grunde des Brunnens entdeckten Gegenstand an's Tageslicht zu bringen. Es war in der That ein menschlicher Leichnam, und der Bauer beschwor bei seiner Seele Seligkeit, daß er den Fremden aus dem Wirthshause deutlich erkenne (s. die Abbildung). Der Polizeibeamte ließ nun gleich den Förster und den ihn bewachenden Wirth heraufrufen. Letzterer behauptete alsobald auch den Fremden zu erkennen; Konrad aber stand da, wie vom Blitze getroffen, beim Anblick des Leichnams, und preßte zu wiederholten Malen den Schmerzensruf aus der beklommenen Brust: „Mein Bruder, mein armer Bruder!“ und rang verzweifelt die Hände.

Jetzt konnte kein Zweifel mehr obwalten; der Vermißte war aufgefunden, aber todt. Der Beamte schritt zur Untersuchung des leblosen Körpers. Die Kleidung war noch vollständig, allein die sämtlichen Taschen waren leer. Um den Hals fand sich ein dünner Strick mit einer Schlinge, und deutliche Spuren der Erdrosselung. Ein Raubmord hatte hier Statt gefunden. Bei näherer Untersuchung des Strickes erkannte man darin eine Hundeleine, wie sie die Jäger gewöhnlich bei sich führen. Nachdem der Beamte die Jägerburschen aufgefordert, die Wahrheit zu sagen auf Ehre und Seligkeit, fragte er sie, ob ihnen diese Hundeleine bekannt wäre, und Beide erklärten mit dem größten Staunen, daß es dieselbe sei, welche der Förster an seiner Jagdtasche zu tragen pflegte. Konrad sagte das Nämliche, indem er jedoch hinzusetzte, er habe die Leine an jenem verhängnißvollen Abend verloren, und beharrte fest auf dieser Behauptung.

Da leicht anzunehmen war, daß der Ermordete noch einige Gegenstände bei sich gehabt, die ihm konntent geraubt worden sein, so stellte der Polizeibeamte eine neue, viel schärfere Haussuchung an, die jedoch nichtsdestoweniger eben so fruchtlos blieb als die erste. Der hinter dem Forsthaufe gelegene Garten wurde nun aber auch durchsucht, und zwar mit dem größten Erfolg. Man entdeckte nämlich eine Stelle, die frisch ausgegraben schien; die Erde wurde weggeschafft, und es fand sich wirklich ein leerer, mit Glasperlen gefüllter Tabaksbeutel, eine Briefftasche und ein feidenes Schnupfstuch. In der Briefftasche lagen mehrere Briefe mit der Adresse des Ermordeten; offenbar also hatte sie ihm angehört. Auf des Beamten Frage, ob er diese vergrabenen Gegenstände kenne, und wie sie in seinen Garten mögen gekommen sein, antwortete Förster Konrad ganz kurz, daß er nicht die geringste Kenntniß davon habe. Sein Benehmen war übrigens sehr niedergedrückt, er blieb wortkarg, und antwortete wenig und nur mit sichtbarem Unwillen auf die an ihn gestellten Fragen.

Bei solchen schweren und klarscheinenden Anzeichen von Schuld mußte Konrad natürlich verhaftet werden, und wurde, nebst dem Leichnam des ermordeten Bruders, nach Mühlheim gebracht, wo die trostlose Gattin unter tausend Thränen ihren todtten Mann erkannte, und schluchzend erklärte, daß die Tabakspfeife, der Tabaksbeutel, das Schnupfstuch und die Briefftasche ihm angehört hätten, und daß er außerdem einen grünseidenen Beutel mit einer beträchtlichen Barschaft in Gold bei sich geführt habe.

Dieser Beutel kam indessen, im Laufe des Verhörs vor dem Untersuchungsrichter, nicht zum Vorschein, obgleich das ganze Forsthaus und dessen nächsten Umgebungen nochmals auf's Genaueste durchsucht wurden. Der Staatsprocurator machte die Anklage auf Ermordung des Vermißten gegen den Förster am Gerichtshofe anhängig, und der Prozeß wurde vor das nächste Uffsengericht verwiesen.

In Gedanken, lieber Leser, muß dich jetzt der Bote in den ersten Gerichtssaal einführen, und schauen ob wir noch ein Plätzchen finden unter der dichtgedrängten Zahl der Zuhörer, die neugierig herbeigeströmt waren am Tage der Sitzung, wo sich's für Förster Konrad entscheiden sollte auf Leben und Tod. Die Anklage des Brudermords lastete schwer auf dem tiefgebeugten Manne; alle Anzeichen der gräßlichen Schuld sind gegen ihn, und sein Advokat wird Mühe haben, ihn rein zu waschen von allem Verdachte in den Augen der Geschworenen. Er konnte nur einen einzigen Entlastungszeugen auffinden, den Ober-Forstmeister, der aber auch nicht mehr zu seinen Gunsten sagen kann, als daß er ein in seinem Amte treuer und gewissenhafter Mann von jeher gewesen. Siehe, lieber Leser, dort sitzt er auf der Anklagebank, und die Augen Aller sind auf ihn gerichtet, um aus seinen Zügen die Möglichkeit der gräßlichen Mordschuld herauszulesen. Das Aeußere des Försters ist nicht geeignet für ihn einzunehmen; das Gesicht, von einem starken Barte beschattet, ist trohig und mit Blatternarben bedeckt, seine kleinen, tiefliegenden Augen sind siehend. Ein düsterer Unmuth lagert auf seiner Stirne; doch ist sein ganzes Benehmen, seine Haltung, nicht ohne natürliche Würde.

Nachdem der Anklageakt vorgelesen worden, in welchem alle die Umstände enthalten waren, die wir bereits kennen, begann der Präsident des Gerichtshofes das Verhör des Angeklagten. Dieser antwortete mit rauher, aber nicht unangenehmer Stimme; er bestrebte sich ruhig zu sein und seine Gedanken zusammen zu halten, doch bemerkte man leicht, daß er in höchster Aufregung war. Wer möchte solches auch nicht sein, wenn er, auf Leib und Leben angeklagt, vor seinen Richtern steht! Der Anfang des Verhörs bestätigte die oben angeführten Einzelheiten. Ueber das was vorgegangen war, nachdem der Förster mit seinem Bruder das Wirthshaus verlassen hatte, gab der Angeklagte die nämliche Auskunft, die er schon im Forsthaufe dem Polizeibeamten

gegeben, und fügte hinzu, daß die fünfzehnjährige Abwesenheit seines Bruders, der als junger Mensch von einundzwanzig Jahren ausgewandert, ihn so verändert hatte, daß er ihn unmöglich auf den ersten Anblick mehr erkennen konnte, da hingegen sein Bruder ihn gleich im Wirthshause schon erkannt hatte.

Auf des Präsidenten Frage, wo und wie die Erkennung Statt gefunden, erzählte Konrad wie folgt: „Wir gingen zusammen vom Wirthshause weg. Es mochte ungefähr sechs Uhr seyn. Mein noch unerkannter Bruder fragte, wie zufällig, nach meiner Familie. Ich sagte, daß ich einen jüngern Bruder verloren habe, worauf er wissen wollte, ob sein Tod mich schmerzt. Sehr, erwiderte ich, denn wir schieden vor fünfzehn Jahren im Groll von einander, und ich gäbe nun weiß was darum, wenn ich mit ihm versöhnt gewesen wäre. Da blieb er plötzlich stehen, rief mit liebevoller Stimme: „Bruder Konrad, erkennst du mich nicht? Ich bin ja Georg, der Todtgeglaubte!“ und streckte die offenen Arme mir entgegen. Ich traute anfangs meinen Sinnen nicht, wählte zu träumen, doch jählings fiel mir's wie Schuppen von den Augen, und jubelnd drückte ich den wiedergefundenen Bruder an die freudig pochende Brust!“

„Arm in Arm traten wir bald darauf in's Forsthaus, woselbst mein Bruder aber, trotz meiner dringenden Bitten, nicht übernachten wollte, weil er seiner jungen Frau heilig versprochen hatte, am 5. November in Mülheim einzutreffen, und die durch sein Ausbleiben in die größte Angst und Sorge gerathen würde. Auch lehnte er meine Begleitung gegen die Stadt zu mit Entschiedenheit ab, weil ich, wie er meinte, heute schon mich habe genug in meinem Amte werde gelaufen haben, und der Ruhe bedürfe. Er versprach, nächstens wieder mit Frau und Kindern bei mir einzufehren und dann länger zu verweilen. Bevor wir schieden, überreichte mir mein Bruder seine silberbeschlagene Meerschampfeise, und sagte, mit einem Blick auf meine Pfeifensammlung an der Stubenwand: „Die muß sich gut darunter ausnehmen. Wenn ich nächstens wiederkomme, mußt du mir aber auch etwas zum Andenken geben.“

„Ich nahm die Pfeife dankend in Empfang, und als mein Bruder nun durchaus scheiden wollte, begleitete ich ihn mit dem Licht in der Hand an die Hausthüre. Kaum aber hatte ich solche geöffnet, so blies ein heftiger Wind das Licht aus; Georg drückte mir noch kräftig die Hand, rief eilig: „Bleib nur, bleib nur!“ schritt

rasch von dannen, und war mir bald aus den Augen.“

„Dies, Herr Präsident“, schloß Förster Konrad seinen Bericht, „ist die reine Wahrheit, die ich auf Ehre und Seligkeit beschwören kann! Ich rufe den allwissenden Gott zum Zeugen meiner Unschuld an dem Brudermord an!“

Konrads letzte Worte machten einen tiefen Eindruck auf Richter und Zuhörer. Nach einer Pause begann der Präsident wieder: „Um den Hals des Ermordeten fand man eine Hundeleine geschlungen, die, nach der Aussage der Jägerburschen, Ihnen angehörte. Ist's dem also?“

„Ja, Herr Präsident“, antwortete der Förster, „ich würde lügen, wenn ich's läugnen wollte.“

„Wie können Sie diesen bedenklichen, gegen Ihre Unschuld zeugenden Umstand erklären?“ forschte der Präsident weiter.

„Wir Forstmänner“, entgegnete Konrad, „tragen die Hundeleine gewöhnlich in der Jagdtasche, oder durch den Ring gezogen, an welchem das Tragband der Tasche befestigt ist. Ich glaube, daß ich dieselbe im Wirthshause noch gehabt, und daß ich erst unterwegs sie verloren habe.“

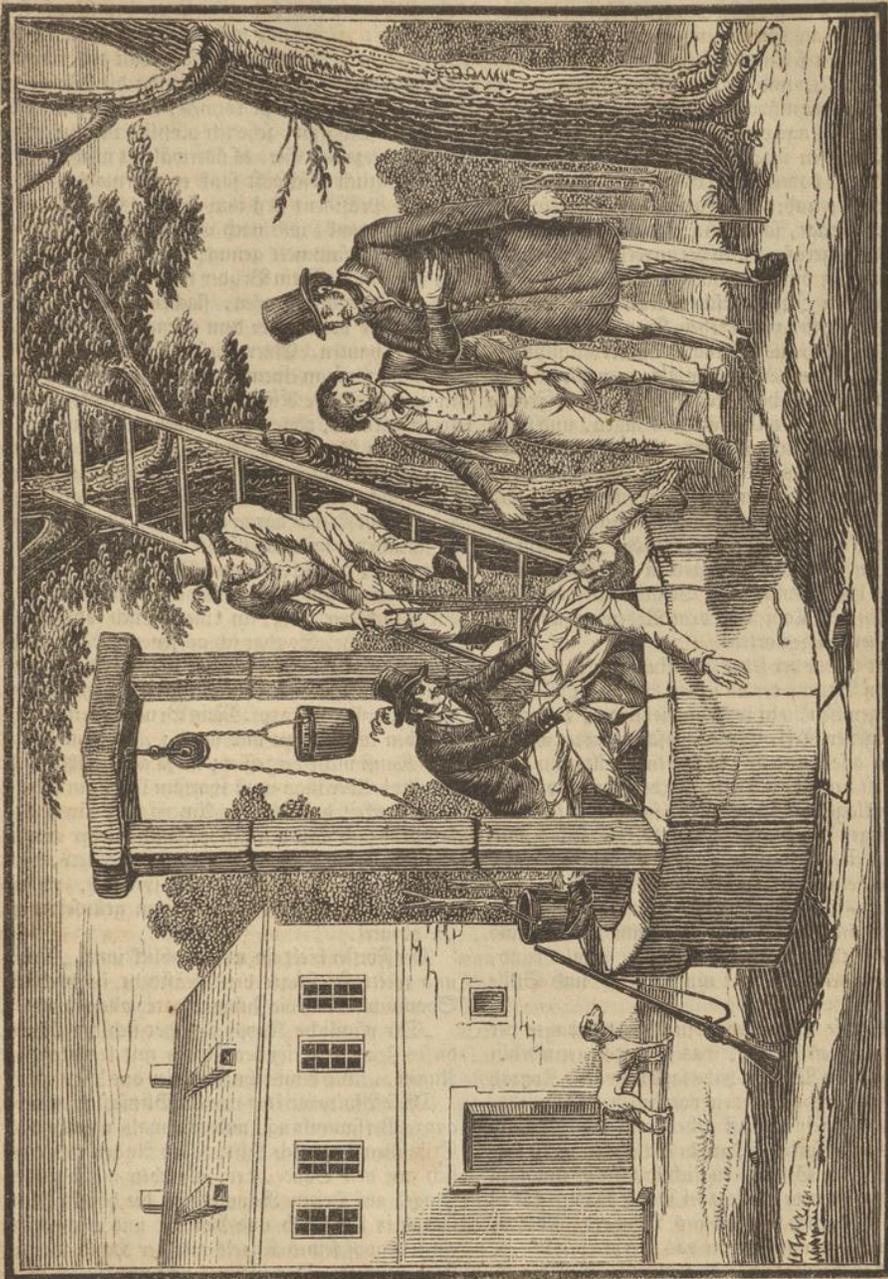
„Diese Erklärung ist etwas unwahrscheinlich“, meinte der Präsident, „und wie kommt's, daß man in Ihrem Garten die Ihrem Bruder zugehörigen Gegenstände, und den Leichnam des Ermordeten selbst in Ihrem Brunnen gefunden hat?“

„Das weiß nur Gott und meines armen Bruders Mörder!“ antwortete Konrad schwer aufseufzend. „Ich bin eines fürchterlichen Verbrechens angeklagt; eine unbegreifliche Kette von Umständen wirft einen gräßlichen Verdacht auf mich; ich finde keine Zeugen meiner Unschuld; aber, hätte ich wirklich die Schandthat begangen, würde ich so unbesonnen gehandelt haben, des Bruders Leiche in meinen eigenen Brunnen zu werfen, die ihm zuständigen Sachen in meinem eigenen Garten zu vergraben?....“

Der Präsident schritt jetzt zum Zeugenverhöre.

Die trostlose Witwe des Ermordeten hatte ihre Erklärung schriftlich eingereicht, und dringend gebeten, man möge sie ziehen lassen, da die Anwesenheit bei den gerichtlichen Verhandlungen ihr allzuschmerzlich fallen würde. Sie war mit den Kindern zu ihres Mannes greisen Eltern gewandert, die mit Furcht und Zittern dem drohenden Augenblick entgegenstehen, wo ihr letzter Sohn schmählich durch Henkershand auf dem Blutgerüst enden sollte.

Die Aussagen aller Zeugen machten nichts kund, was der geneigte und aufmerksame Leser nicht bereits schon wüßte. Die Jägerburschen,



Der Schein trügt.

... mir hoch
 ... schlag
 ... rene
 ... sch
 ... et zum
 ... rmond an
 ... einen
 ... Nach
 ... Um den
 ... unde
 ... der Jäger
 ... also?
 ... wartete
 ... 's Läng
 ... bedenk
 ... Umstand
 ... gnete
 ... in der
 ... an, an
 ... ist. Ich
 ... noch
 ... verloren
 ... umzub
 ... wie kom
 ... dem Br
 ... ditiona
 ... gefund
 ... meinet
 ... Komad
 ... schwe
 ... rcherlich
 ... weislic
 ... chen Ver
 ... meiner
 ... Schand
 ... en gef
 ... eigen
 ... Soden

 ... zum
 ... Ermord
 ... gerichte
 ... schen
 ... den Ver
 ... erde. E
 ... greifen
 ... Jittern
 ... en, wo
 ... rehand

 ... mach
 ... wirtmer
 ... e Jäger

welche zuerst vorgerufen wurden, schilderten Förster Konrad als einen strengen und aufbrausenden Mann, dem selten ein freundliches Wort abzugewinnen sei, und behaupteten einstimmig, an jenem verhängnißvollen Abend erst um zehn Uhr von ihrem Tagewerk heimgekehrt zu sein, und ihren Herrn in einer ungewöhnlichen Aufregung gefunden zu haben, deren Grund sie nicht errathen konnten. Konrad, vom Präsidenten über diese Aufregung befragt, sagte, sie sei eine freudige gewesen, hervorgerufen durch die unverhoffte plötzliche Versöhnung mit seinem Bruder.

Nach den Jägerburschen traten die Bauern und der Wirth „zum rothen Kranich“ auf, deren Aussagen auch alle miteinander übereinstimmten; sie bezeichneten den Förster als einen harten und rücksichten Menschen, dem's die größte Freude wäre, Andere in's Unglück zu bringen, und sprachen ganz schonungslos ihre Ueberzeugung aus, daß er seines Bruders Mörder sei. Konrads Stellung wurde mit jedem Augenblick schwieriger, und die allgemeine Stimmung neigte sich gegen ihn. Man sah's ihm deutlich an, wie der Ingrimme ob aller dieser Beschuldigungen in ihm kochte und immer höher anschwell. Verächtlich wandte er zuweilen den Kopf von dem Redenden ab, bis ein neuer Zeuge vortrat.

Jetzt wurde der letzte Belastungszeuge verhört, auch ein Bauer, der an jenem Abend im Wirthshause gewesen, ein wüß aussehender, liederlich angezogener Kerl. Seine Aussage lautete wie die andern alle, und der Präsident wollte ihn eben abtreten heißen, als plötzlich der Förster von seiner Anklagebank in die Höhe fuhr, mit funkelnden Augen den Bauer anstarrte, die Hand nach ihm ausstreckte und, wie aus gepreßter Kehle, die Worte herausstieß: „Da, da, der ißt's, der ißt's!“ — Fast bewußtlos von innerer Aufregung sank er nun wieder auf die Bank zurück, und lautes Staunen machte sich im Saale kund, also daß der Präsident mußte Ruhe und Stille gebieten.

Als diese nun wieder eingetreten, fragte der Präsident den Förster, was er mit seinen vorhin gesprochenen Worten habe sagen wollen. Konrad vermochte nicht zu reden vor heftiger Gemüthsbewegung; seine Brust arbeitete gewaltfam und drohte zu zerspringen; große Schweißtropfen traten auf seine Stirne; endlich brachte er mühsam die Worte hervor: „Gott sei Dank, es wird Licht! dieser Mensch da ist meines Bruders Mörder, oder weiß wenigstens um das Verbrechen!“

Schonend sagte der Präsident: „Beruhigen, fassen Sie sich; Sie sind jetzt allzu aufgeregt. —“

Konrad hielt sich krampfhaft an der Bank fest und rief: „Ich kann nicht ruhig sein, aber ich will reden. Erdrückt unter der Last des furchtbaren Argwohns, ohne Hoffnung die Wahrheit an's Licht bringen zu können, mit der Aussicht auf das Schaffot, sehe ich plötzlich Rettung tagen — verzeihen Sie, es überwältigt mich!...“ und gänzlich erschöpft sank er abermals nieder.

Der Präsident ließ ihm ein Glas Wasser reichen; er trank, und nach wenigen Minuten war er wieder gesammelt genug, um folgende Worte zu sprechen: „Mein Bruder trug an jenem Abend einen Rock mit großen, flachen Knöpfen von Horn, die vorn unter dem offenen Staubhemde herauschauten. Einer dieser Knöpfe hing nur noch ganz lose an einem Faden, und während wir in meiner Stube beisammen saßen, drehte ich den lockern Knopf, ohne etwas dabei zu denken, vollends vom Rocke los. Im Laufe des Gesprächs thut man wohl so etwas, ohne sich einer bestimmten Absicht dabei bewußt zu sein. Ich habe von jeher meine Freude daran gehabt, mit dem Messer zu schnitzen, und das ist mir so zur Gewohnheit geworden, daß ich oft unwillkürlich mein Messer nehme und einen Namenszug oder eine Figur auf ein Stückchen Holz, in einen Tisch oder eine Bank schnitze. So that ich an jenem Abend auch mit dem Knopfe. Gedankenlos frizelte ich mit dem Messer ein Jägerhorn und meinen Namenszug in den abgerissenen Knopf. Mein Bruder sah meinem Treiben lächelnd zu und sagte: „Du hast deine alte Kunst nicht vergessen; ist ja ganz hübsch geschnitzt! Aber man muß sparsam sein; nur durch Sparsamkeit hab ich's in Amerika zu etwas gebracht — ich will den Knopf doch wieder annähen lassen, und damit ich ihn nicht verliere, will ich ihn gut verwahren.“ Er sprach's, nahm den Knopf und steckte ihn in seinen grünseidenen Geldbeutel.

Der Förster hielt einen Augenblick inne. „Nun, und weiter?“ fragte der Präsident in höchster Spannung. Auch die Zuhörer waren alle gespannt.

„Der nämliche Knopf befindet sich am Rocke dieses Zeugen!“ rief der Förster mit leuchtenden Augen, „ich erkenne ihn von hier aus!“

Diese Worte wirkten wie ein Blitzschlag auf die ganze Versammlung, und abermals machte das Ersauern laut sich Luft. Aller Augen richteten sich auf den Bauer, der, als eben ausagender Zeuge, auf freiem Raume saß, die höchste Berlegenheit kund gab und bestürzt und erschrocken einen Knopf seines Kittels mit der Hand zu verstecken suchte. „Das ist Alles Lug und Trug, was der Förster da schwätzt“, rief er stotternd, „zu

guter Letzt will er auch mich noch in's Unglück bringen. Glauben Sie ihm nicht, Herr Präsident! Ich bin ein ehrllicher Mann!"

Statt aller Antwort befaß der Präsident dem Gerichtsvollzieher den Knopf abzuschneiden, welchen der Bauer zu verbergen suchte. Dies geschah, und auf dem Knopfe fand man wirklich das eingekerkelte Jägerhorn und des Försters Namenszug. Der Knoch des Ermordeten lag als Beweisstück auf einem Tische des Gerichtssaals; ein Knopf fehlte daran, und zwar an derselben Stelle, die der Förster bezeichnet. Der vom Rittel des Bauers abgeschnittene, verhängnißvolle Knopf paßte augenscheinlich zu den übrigen; sie hatten eine, dort zu Lande, gar nicht übliche Form.

Jetzt gewann die Sache des unglücklichen Konrads ein günstigeres Aussehen. In den Herzen der Zuhörer erhielt Mitleid die Oberhand über den vorher aufgestiegenen Abscheu. Der Präsident forderte den sichtbar bestürzten Bauer auf, zu sagen wo und wie er in den Besitz des für ihn so verdächtigen Knopfes gekommen. Die verlegene Antwort lautete: „Ich hab' ihn gefunden, weiß aber nicht mehr, wann und wo.“ — Nach der Angabe Konrads, daß sein Bruder den Knopf in den Geldbeutel gesteckt habe, war des Bauers unbestimmtes Vorgeben nicht nur unwahrscheinlich, sondern fast unmöglich. Dies sahen die Richter alsogleich ein, und der Präsident rief die abgetretenen Zeugen nochmals auf, verhörte sie scharf über den ihm gar verdächtigen Bauer, und es stellte sich heraus, daß dieser in letzter Zeit ernstliche Anstalten gemacht habe, nach Amerika auszuwandern, obwohl Niemand begreifen konnte woher der sonst im tiefsten Elend lebende, liederliche Mensch das Geld zur Ueberfahrt hernehmen wolle. Bei dieser fast einstimmigen Behauptung wurden die Richter immer fester in ihrem Verdachte bestärkt, und der Präsident drang mit ernstesten und scharfen Worten in den Bauer, der Wahrheit die Ehre zu geben, da er doch, auf keinen Fall, frei von hier fortgehen, sondern augenblicklich in sicheres Gewahrsam gebracht werden würde.

Diese letzte, bestimmte Bemerkung brachte den seiner Schuld sich bewußten Bauer zum Geständniß. „Wenn ich jedenfalls nicht fortkomme“, sagte er, „so will ich's lieber gleich bekennen, daß ich der Mörder gewesen.“

Ein lauter Freudenruf, der dem unschuldigen Förster Konrad galt, durchzogte den ganzen, weiten Gerichtssaal. Nach wieder eingetretener Stille gebot der Präsident dem elenden Verbrecher sein Geständniß ordentlich abzulegen, worauf die-

fer, mit dem kältesten Blute, Folgendes erzählte:

„Der Fremde zog seinen Geldbeutel im „rothen Kranich“ heraus; es war viel Gold darin. Da wandelte mich die Lust an, ihn zu berauben. Der Förster hat mich so oft als Wildddieb und Holzfreveler vor das Gericht gebracht, daß ich in die drückendste Armuth gerathen bin. Ich schlich den Beiden nach, als sie das Wirthshaus verließen, und überlegte, wie ich dem Fremden auf den Leib kommen könnte. Niemand bemerkte mich in der finstern und stürmischen Abendstunde. Sobald der Fremde den Förster verlassen würde, so nahm ich mir vor, wollte ich ihm mit einem tüchtigen Knittel, den ich mir an einem Eichengebüsch abgeschnitten, einen kräftigen Streich auf den Kopf versetzen, und ihm dann, wenn er besinnungslos zusammengesunken, den Geldbeutel aus der Tasche rauben. Pflöglich blieben die Beiden stehen, umarmten sich und thaten sehr freundlich und bekannt miteinander, worauf sie wieder weiter in eifrigem Gespräche zogen. Als ich an die Stelle gelangte, wo sie sich umarmt hatten, stieß ich mit dem Fuß an des Försters Hundeleine, die wohl bei der Umarmung sich vom Tragband mochte abgelöst haben. Ich hob die Schnur auf und steckte sie zu mir. Bald darauf trat der Fremde mit dem Förster in sein Haus, und ich glaubte meinen Gang umsonst gemacht zu haben; wartete aber doch noch eine Weile des Fremden Abzug ab, der, wie ich im Wirthshause gehört, nach Mühlheim gehen wollte. Endlich öffnete sich die Thüre des Forsthauses wieder, und der Reisende kam allein heraus und wanderte auf dem Wege nach der Stadt fort. Ich schlich aus meinem Versteck ihm auf dem Fuße nach, und ungefähr sechzig Schritte vom Forsthause schlug ich ihm mit meinem schweren Eichenknüttel auf den Kopf, daß er lautlos zu Boden stürzte. Ich schlang ihm schnell des Försters gefundene Leine um den Hals und machte ihn vollends kalt. Anfangs wußte ich mir keinen Rath, wo den Leichnam hinthun. Das Auswandern nach Amerika fuhr mir in den Sinn, und ich dachte, daß es besser wäre, die Sache käme nach meiner Abreise erst heraus. Schleppest du den Todten in den Wald hinein, dachte ich, so finden ihn die Hunde des Försters schon am andern Tage, und man stellt Nachforschungen an. Da fiel mir der Brunnen ein vor dem Forsthause. Ich plünderte nun den Todten aus, trug ihn zum Brunnen und stürzte ihn hinunter. Als ich fortgehen wollte, kam mir plötzlich der Gedanke, das geraubte Schnupstuch, die Brieftasche und der Tabaksbeutel könnten mich früher oder später verrathen, denn solche Bei-

siele hat man schon erlebt, da hingegen gestohlene Geld nicht leicht zum Ankläger wird. Ich stieg ohne Geräusch über den Zaun in des Försters Garten und vergrub dort die Sachen, in der Hoffnung, diesem mir verhassten Manne, der mich in Armuth gebracht, einen schlimmen Streich zu spielen, wenn gerichtliche Nachforschungen vorgenommen werden sollten. Hierauf ging ich ruhig mit dem Beutel voll Gold nach Hause, und gedachte nächster Tage nach Amerika zu reisen; aber die Leute sagten, der Winter sei eine gefährvolle Zeit dazu, so daß ich mich entschloß, bis zum Frühjahr zu warten. Den vermaledeiten Hornknopf da hab' ich im Geldbeutel gefunden und ihn, ohne weiter zu denken als mir die Nase geht, an meinen Rock genäht. Wer konnte wohl voraussehen, daß ich einen stummen Ankläger öffentlich zur Schau trüge!" —

Ein Gemurmel des Unwillens und der Verachtung verbreitete sich durch den ganzen Saal, als der gewissenlose Bösewicht seinen gräßlichen Bericht geendet. Der Staatsprocurator ließ die Anklage gegen den nun als unschuldig erkannten Förster fallen, und der Präsident befahl, ihn augenblicklich in Freiheit zu setzen, nachdem die Geschwornen ihr Nichtschuldig gesprochen. Tiefgerührt und ergriffen verließ der schwergeprüfte Konrad die Anklagebank, verneigte sich, würdevoll dankend, vor dem Gerichte, und schritt zum Saale hinaus, in welchem die dichtgedrängten Zuhörer, mit allen Zeichen innigen Mitgeföhls, eine Gasse für seinen Durchzug geöffnet. Er verlangte seine Versetzung, und wurde bald darauf in einen Forstbezirk ernannt, der mehr in seiner Eltern Nähe gelegen.

Der Bauer ward eingethürmt, und sein Prozeß vor die nächsten Assisen gebracht. Das dem Ermordeten geraubte Geld wurde richtig an der von dem Mörder angegebenen Stelle gefunden, und der unglücklichen Wittwe zugesandt. Auf dem Blutgerüste büßte der Bösewicht seine gottlose That.

Es ist nichts so rein gesponnen.

Es kommt doch endlich an die Sonnen!

Das schwere Wetter am 30. Juli 1859.

Unser liebes Heimathland zwischen dem Wasgau und dem Rheine wurde, während des Sommers 1859, schwer und tieferschütternd heimgesucht; furchtbare Gewitter, von zerschmetterndem Hagel begleitet, verwandelten grüne und blühende Fluren in verwüstete Strätten des Jammers, in traurige Einöden, zogen unaufhaltsam

über den Grenzstrom und verbreiteten auch im badischen Lande Verheerung und Zerstörung. In die Gemeinde Nommenheim, zwischen Brumath und Hochfelden, und die ausstößenden Bänne kam die Reibe zuerst, als kaum die Saaten hoffnungsvoll emporgeschossen waren; dann wurden die Nebgelände von Rappoltsweiler, im Ober-Elsaß, gar hart mitgenommen und durch ein Gewitter gräßliche Verwüstung darin angerichtet; und endlich am 30. Juli, es war ein Samstag, stieg ein noch viel schrecklicheres Wetter in der Nähe des Scharrachberges, bei dem Dorfe Dahlenheim, auf, durchzog das Elsaß seiner ganzen Breite nach, Alles auf seinem Wege niederschmetternd, und erst drüben an den Bergen des Schwarzwaldes endigte sein blindes Wüthen!

Lieber Leser, im dreizehnten Capitel des Propheten Hiesekiel stehet ein Vers, es ist auch der dreizehnte, der also heißt: „So spricht der Herr Herr: Ich will einen Wirbelwind reißen lassen in meinem Grimme, und einen Pfahzregen in meinem Zorne, und große Hagelsteine im Grimme; die sollen es Alles umstoßen.“ Diese ernsten, aus uralter Zeit herübertönenden Worte des frommen Sehers finden auch heute noch ihre Anwendung, und sind mehr oder minder in Erfüllung gegangen an vierundfünfzig Gemeinden des Niederrheins.

Den ältesten Leuten gedenkt kein so schweres Wetter wie das am 30. Juli. Am die schwüle Mittagszeit bildete es sich, wie schon gesagt, bei Dahlenheim, am Fuße des Scharrachs, und begann gegen Ein Uhr seinen schauerhaften Verheerungszug in folgender Richtung: Ueber Egersheim und Dachstein, längs dem: Altorfer Banne hin, nach Dittlenheim und Düppigheim, Ernolsheim und Kolbsheim, streifte die Bänne Hangenbieten und Holzheims und wüthete schrecklich in der Enzheimer Gemeinde und ihren fruchtbaren Gewanden; Bläsheim wurde nur theilweise berührt, aber der Cantonort Geispolsheim ganz. Von da zog das Gewitter an der Stwalder Colonie und an den Bännen von Illkirch und Graffenstaden hin, über Fegersheim, woselbst eine Frau vom Blitze getödtet wurde, nach Lipsheim, Fehtrahheim, Ohnenheim, Eschau und Plobsheim, und wälzte sich sodann über den Rhein in's badische Land, bis über die Stadt Dffenburg hinaus; dort endlich brach sich seine Wuth! Aber welche Verwüstung hatte das schreckliche Gewitter angerichtet in so kurzer Zeit, welchen Jammer und welches Elend hervorgerufen!

Regenguss und gewaltige Schlofen und Sturmwind hatten furchtbar gehaust! Entwurzelte Bäume lagen längs den Straßen hin; alle, noch

vor wenigen Augenblicken so erfreulich grünenden Früchte des Feldes waren zerstört und zerschlagen, zerstampft und zerhackt; Gänse waren auf der Weide, und Jagdwild auf den Aekern von den schweren Schloßen, ja von eigentlichen Stücken Eis getödtet worden, die auch die Ziegel auf den Dächern zertrümmert hatten, also daß der Platzregen in viele Scheunen drang und den aufgespeicherten Vorrath beschädigte. Die große Zahl der zerschlagenen Ziegel und Fensterscheiben ist noch am leichtesten zu verschmerzen und der Schaden wieder gut zu machen, obgleich in der Fabrik zu Graffenstaden allein 2,800 Scheiben zu ersetzen waren.

Was die einzelnen Umstände betrifft, die sich bei dieser ernsten Heimsuchung Gottes in unserm heimatlichen Elsaß ereignet haben, so sind sie, leider, bekannt genug geworden, und haben sich fortgepflanzt von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus; es scheint daher dem Boten überflüssig davon zu erzählen. Minder bekannt wohl dürften dem einen oder dem andern seiner geneigten Leser mehrere Einzelheiten aus dem Nachbarlande Baden sein, und von diesem will er berichten.

Ungefähr um zwei Uhr zog das Gewitter über den Rhein, in der Gegend des Altenheimer-Hofes, oben am Neuhofenwald, und entlud Schrecken und Zerstörung über die Gemeinden Altenheim, Schutterwald, Mühlenheim, Rittersburg, Goldscheuer, Waltersweyer, Weyer, Bühl und die Amtsstadt Offenburg, ohne einiger andern Ortschaften zu gedenken. Der entsetzliche Sturmwind riß die stärksten Bäume nieder und unter seiner Wucht stürzten mehrere Häuser und Dachstühle zertrümmert zu Boden. In Offenburg waren alle Straßen mit herabgefallenen Ziegeln bedeckt; vierzig Pfund schwere Schornsteinplatten wirbelten wie Spielkarten in der Luft umher und ein geladener Heuwagen wurde vom Sturme bei dreißig Schritte weit fortgeschleudert. Die schöne Straße nach Ortenberg war ganz unfahrbar geworden durch die vielen entwurzelten Obstbäume. Im Offenburger Wald zählte man fünfzehntausend umgestürzte Bäume!

Nachstehende drei Begebenheiten, die sich während des Gewitters zugetragen, erzählt die „Badische Landzeitung“:

Bei Offenburg, auf dem linken Kinzigufer, im sogenannten Stockfelde, war ein Bauersmann mit Aufladen von Garben beschäftigt, welche er seiner auf dem bereits zur Hälfte geladenen Wagen stehenden Frau reichte. Plötzlich kommt ein Windstoß, wirft den Wagen um und reißt die Bäuerin, sechs bis acht Fuß über der Erde

schwebend, mit sich fort. „Water, schau, die Mutter fliegt fort!“ schreien die Kinder, und der Anfangs verblüffte Bauer springt ihr mit den Worten: „Frau, wo willst hin? komm doch runter!“ eilends nach und erwischt sie, fast fünf- undzwanzig Schritte vom Wagen, nach mehreren Versuchen endlich am Hock in der Luft. Beide mußten sich nun an einem Grenzsteine halten, um nicht auf dem Boden noch vom Gewittersturm fortgerissen zu werden. —

Ein Weib war in dem zur Waltersweyer Gemarkung gehörigen Walde mit Seegräsholen beschäftigt, als der Sturmwind sie überraschte. Die unnatürliche Mutter suchte sofort eilends Schutz und ließ ihr vierjähriges Mädchen, welches jammerte und ihr nachlief, am Waldessaume, bereits im freien Feld, an einem kleinen Abhange, wo mehrere alte Linden stehen, allein zurück. Unter die Wurzeln eines dieser Bäume, die sehr weit hervorstanden und eine Höhlung bildeten, flüchtete sich die verlassene Kleine. Ringsum frachten und stürzten die Bäume, und die hundertjährigen Linden knickte der Sturm alle wie leichtes Schilfrohr, bis auf Eine, des Kindes Obdach! Diese, obschon ganz morsch, blieb unverseht stehen, und das Mädchen kam nach dem Gewitter glücklich und wohlbehalten nach Hause. Der Kleinen Schutzengel hatte über sie gewacht! —

Unterhalb des vom Sturm und Hagel so fürchterlich zugerichteten Offenburger Eisenbahnhofs, war ein ungefähr zehnjähriger Knabe mit Aehrenlesen beschäftigt. Bereits hatte der immer heftiger werdende Sturmwind einen Garbenwagen unsern von ihm umgeworfen, dessen Eigentümer, einer der ersten Bürger des Dorfes Kammerweyer, der von den Schloßen bedeutende Quetschungen erhalten, mit seinen beiden Knechten und Pferden Schutz hinter dem Wagen suchte, und dem armen Knaben zurief herbeizukommen; dieser aber konnte nicht vorwärts gelangen. Plötzlich riß der Gewittersturm den Kleinen schreienden Aehrenleser wohl an sechzig Fuß in die Luft und nahm ihn mit sich fort; bald entschwand er den Blicken. Als der Sturm in etwas nachgelassen, suchten die Männer den Knaben auf und fanden ihn endlich in einer beträchtlichen Entfernung, am sogenannten Lerscheneine, in der Nähe der großen Linde, unter dem Namen Laubenlinde bekannt; dort lag der Kleine an einem Kleeacker, halb zerschunden, in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war ihm von seiner Luftfahrt nur noch das Aufsteigen erinnerlich und wie ihn der Sturmwind durch den

Wipfel eines hohen Nußbaums mitnahm, der ihn und seine dürftigen Kleider gar übel zugerichtet. Diese Stelle ist vom Orte seines Auffluges, in gerader Richtung, mehr denn eine Viertelstunde entfernt.

Schließlich fügt der badische Zeitungsschreiber diesem seinem Berichte bei, daß er dessen Wahrheit verbürge.

Jahre sind nun vonnöthen, um alles das wieder zu vergüten, was das furchtbare Wetter in so kurzer Zeit zu Grunde gerichtet hat. In solchen feierlichen Augenblicken fühlt der arme Mensch, der manchmal so stolz und hochfahrend sich geberdet, seine ganze Schwäche und Ohnmacht, und muß geduldig sich beugen unter Gottes allgewaltige Hand. Mögen solche schwere Heimfuchungen fromme und demüthige Herzen schaffen, damit erfreuliche Himmelsfrucht der über uns verhängten Trübsal entspieße!

Durch Kreuz und Noth,
Hinauf zu Gott!

Das gemeinsame Grab.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bote behält sich vor, über den Krieg in Italien einen besondern Aufsatz zu liefern, und das große Bild soll dem aufmerksamen Leser eine oder die andere der merkwürdigsten Begebenheiten des Befreiungskrieges zur Anschauung bringen. Vorläufig will er hier das blutige Gefecht bei Palestro beschreiben, und dem Leser, in Wort und Bild, eine höchst rührende Begebenheit mittheilen, die am Tage nach diesem Treffen stattgefunden, und wobei die tapfern und muthigen Zuaven, die wie Löwen im Kampfe gestritten, auch in einem andern Sinne rühmlichst sich auszeichneten.

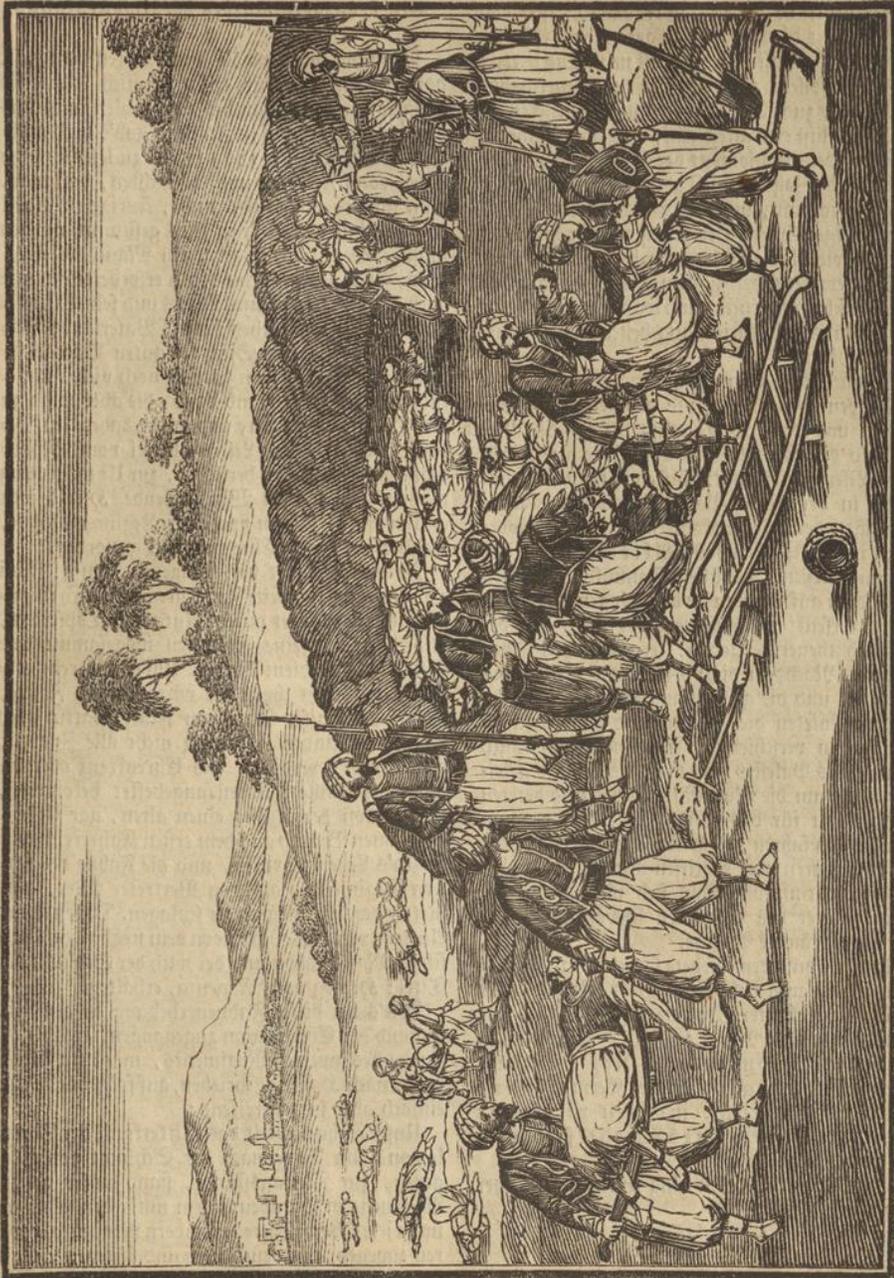
Am 30. Mai hatte Frankreichs Bundesgenosse, mit einem Theil seiner Truppen die Oesterreicher aus dem Dorfe Palestro vertrieben und selbst Posto darin gesetzt. Am folgenden Tage, 31. Mai, nachdem sie, von Robbio aus, bedeutenden Zuwachs erhalten, griffen die Oesterreicher nun ihrerseits, fünfundzwanzigtausend Mann stark, die gestern verlorene Stellung an, um Palestro den Piemontesen wieder abjagen, das, weil es hoch gelegen, auch ihnen von Wichtigkeit schien.

Der Oesterreicher muthiger Angriff fand eben so muthigen Widerstand von Seiten der Piemontesen, die ihr tapferer König durch Wort und ei-

genes Beispiel anfeuerte und begeisterte. Doch geschah es, daß die Oesterreicher, mit drängendem Ungestüm und Uebermacht, den rechten Flügel der piemontesischen Heeresabtheilung während einiger Augenblicke zu umgehen drohten, um sich einer Schiffbrücke zu bemächtigen, welche der Marschall Canrobert über den Sesiafluß hatte schlagen lassen, um mit seinem Armeekorps von dem rechten auf das linke Ufer, ein wenig unterhalb Palestro, zu setzen und mit Viktor Emanuel's Truppen helfend sich zu vereinigen.

Diese drohende Bewegung der Oesterreicher, die für die Piemontesen höchst gefährlich hätte werden können, entging nicht dem Scharfblick des Kaisers Napoleon, der als Oberfeldherr, von einem erhöhten Orte, den Kampf überwachte, und seinen Adjutanten die zweckdienlichsten Befehle ertheilte. Sogleich ließ er das in Reserve stehende dritte Zuavenregiment gegen die Oesterreicher vorrücken, die Schiffbrücke zu schützen und der Piemontesen rechten Heeresflügel aus der Klemme zu befreien. Da hätte man sie sollen laut aufjubeln hören, die kampflustigen Zuaven, mit ihren sonneverbrannten, martialischen Gesichtern und den siegesmuthigen Augen! Ethen solchen Befehl hatten sie schon lange mit Ungeduld erwartet! Schmetternd bliesen ihre Trompeter zum Angriff, und voran ging's mit beflügelten Schritten!

In einiger Entfernung, auf einer Anhöhe, hatten die österreichischen Kanoniere, die eines guten Rufes genießen, acht Stücke Geschütz aufgezplant, die Verderben und Tod donnernd ausprühten. Nun galt's für die Zuaven, diese Kanonen zum Schweigen zu bringen, was eben keine leichte Aufgabe war, denn diesseits der Anhöhe befand sich ein tiefer, mit Wasser gefüllter Kanal, über den sie vorerst hinüber mußten. Nur ihrem kühnen Muthe folgend, und todesverachtend aller Gefahr trotzend, durchziehen die heldenmuthigen Krieger den Kanal und erstürmen mit dem Bayonnet die kanonenbepflanzte Anhöhe. Die zum Schwage der Batterie vergeblichen Widerstand leistenden österreichischen Infanterie-Compagnien werden theils in den Kanal gesprengt, theils gefangen genommen, theils suchen sie ihr Heil in der Flucht, und die Kanonen fallen in die Hände der sieggewohnten Zuaven, deren ruhmvolle That den Kampf zu Gunsten der Verbündeten entschied und den Rückzug der Oesterreicher zur Folge hatte, da sie befürchten mußten, von den eroberten Anhöhen aus, nun mit ihren eigenen Geschützen niedergeschmettert zu werden.



Das gemeinsame Grab.

Der amtliche Bericht über das Treffen von Palestro setzt die Anzahl der gefangenen Oesterreicher auf beiläufig 600, nebst neun Offizieren; gegen 800 sollen, zum Theil in den oben erwähnten Kanal, zum Theil, während des Rückzugs, im Buscocluff ertrunken sein, und gar Mancher fiel unter dem Bayonnett der Zuaven, denen ihr gelungenes Wagniß 66 Tödtete kostete, worunter ein Hauptmann, und 229 Verwundete, 15 Offiziere mitgerechnet. Der geneigte Leser kann sich denken, wie blutig es da mag hergegangen sein.

Napoleon setzte der Zuaven Heldenthat auf den Tagesbefehl der Armee, und wahrlich, sie hatten diese ehrenvolle Auszeichnung bestens und rühmlichst verdient!

Am nächstfolgenden Tage, 1. Juni, begruben die Zuaven ihre im Kampfe gefallenen Waffenbrüder, und diese Verdigung lieferte den Gegenstand des Wildes, das der Bote hier seinen lieben Lesern mitbringt. Auf einer kleinen Erhöhung, in der Nähe Palestro's, war die letzte Ruhestätte der tapfern Kameraden gegraben worden; ein weites Grab sollte Alle kühl und friedlich umschließen. In stiller Sammlung wurden die Todten auf Bahren herbeigetragen und in die Grust versenkt in fremder Erde, fern von der Heimath theuern Boden, fern von den lieben Thigen. Nachdem diese brüderliche Bestattung vollendet, und die gemeinsame Grust geschlossen worden, knieten die Zuaven und alle sonstigen Anwesenden verschiedener Waffengattung, auch Bauern aus Palestro, die thätige Mithilfe geleistet, rings um die Ruhestätte nieder und beteten still zu Gott für das ewige Seelenheil der nun vor allen Gefahren des Krieges gesicherten Brüder. Alle waren tief ergriffen und in feierlicher, religiöser Stimmung stahl sich mehr denn eine Thräne unter den Wimpern hervor und rollte über die gebräunte Wange.

Nach vollbrachtem Gebete sprach ein alter Sergeant, hoch ausgerichtet am Grabe stehend, mit lauter aber gerührter Stimme, folgende, als Leichenrede dienende Worte: Möge Gott euch gnädig aufnehmen in seinen himmlischen Wohnungen, liebe Kameraden! Heute ist's an euch, morgen vielleicht an uns! Auf freudiges Wiedersehen im ewigen Vaterland!

Und still und ergriffen ging nun ein Jeglicher wieder seines Wegs.

Die Kreuzgeschmückte Regimentsfahne.

Niemand wohl wird's dem Boten verargen, daß sein Kalender für 1860 ziemlich kriegerisch ausgefallen, und manches zu erzählen weiß aus dem blutigen Kampf in Italien, gab's doch während des Sommers 1859 so viel zu lesen und zu hören von Gefechten und Schlachten, daß man, man mochte wollen oder nicht, feurigen Antheil daran nehmen und kriegerisch gestimmt werden mußte. Der Bote ist zwar ein Mann des Friedens, doch, wenn's die Noth erforderte, würde auch er noch, trotz seines Alters und seines Stelzfußes, muthig einsteifen für des Vaterlands Verteidigung und den Sieg der guten Sache. Er weiß, daß er in diesem Stücke noch viele Kameraden hat in Stadt und Land, die aber nicht zu den Sinkenden zählen, und trägt daher kein Bedenken seinen lieben Lesern allerlei vom Schauplatz des Krieges zu berichten, zur Unterhaltung während der langen Winterabende. Hier bringt er nun ein Stücklein von einer Regimentsfahne, welcher gar große Ehre zu Theil geworden.

In der Schlacht von Magenta, am 4. Juni 1859, hatte das zweite Zuavenregiment sich rühmlichst ausgezeichnet durch Muth und Tapferkeit, also daß alle seine Soldaten insgesammt eine Belohnung verdient hätten. Unter anderem eroberte einer von ihnen die österreichische Fahne, welche der Kaiser Napoleon seiner Gattin nach Frankreich sandte. Da denn nicht alle Zuaven, obgleich sie's verdient, das Ehrenkreuz oder die Militärmedaille konnten angeheftet bekommen, so beschloß der Kaiser einen alten, gar tief bedeutsamen Brauch aus dem ersten Kaiserreich wieder in's Leben zu rufen, und die Fahne des tapfern Regiments, als den Vertreter Aller, zum Ritter der Ehrenlegion zu schlagen. Diesen hohen Auftrag vertraute Napoleon dem sieghaften Marschall MacMahon an, der nach der Schlacht den Titel: Herzog von Magenta, erhalt.

Wie's bei dieser Fahnenhebung in den Ritterstand der Ehrenlegion zugegangen, erzählt ein Zuave des zweiten Regiments, in einem Briefe den er nach Hause geschrieben, auf folgende Weise, einfach aber herzergreifend:

Unsre Fahne erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion. Am Tage nach der Schlacht von Magenta, zur Mittagsstunde, stand unser ganzes Regiment in Paradeuniform unter den Waffen, und viele Oberoffiziere der andern Regimenter waren zugegen, um dem neuen und seltenen Schauspiel beizuwohnen. Da ritt Marschall MacMahon mit seiner ganzen Begleitung heran, und wir

schlossen ein Viereck rings um ihn und sein Gefolge her. Hierauf ließ der Marschall die Fahne vortreten in die Mitte unsres Vierecks, und hob dann an mit lauter Stimme:

„Soldaten des zweiten Zuavenregiments, der Kaiser, einem Brauche des alten Kaiserthums getreu, hat beschossen, daß die Fahnen derjenigen Regimenter, welche im Laufe des Krieges eine ausgezeichnete Waffenthat vollbringen, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt werden sollen. Ihr Alle, Zuaven, verdient eine Belohnung, denn ihr Alle habt euch des Namens *Franzosen* würdig gezeigt, ihr ginget Alle dem Feinde muthig entgegen; eure Altvordern, die vom Himmel herab euch bewundern, können stolz auf euch sein. Euch kommt die Siegeschre der Schlacht von Magenta zu!

„Die Fahne des zweiten Zuavenregiments ist die erste Fahne der Armee von Italien, welche das Ehrenkreuz erhält. Es macht mir große Freude, daß dem von mir befehligten zweiten Armeekorps diese Ehre widerfährt, und ich bin stolz darauf, daß ihr diese Auszeichnung verdient habt, Zuaven des zweiten, deren guter Waffenruf weder in der Krim, noch in Afrika, noch bei Magenta sich verläugnet hat. Allein noch steht ihr nicht am Ziel, eure Fahne sollte auch das Offizierskreuz der Ehrenlegion tragen!“

Nachdem er diese Worte gesprochen, die uns Allen tief in die Seele drangen, näherte sich der Marschall unsrer Fahne und sagte: „Alder des zweiten Zuavenregiments, sei stolz auf deine Soldaten! Im Namen des Kaisers, und kraft der mir überragenden Vollmacht, hänge ich dir das Ritterkreuz der Ehrenlegion um.“

Und der Marschall schmückte unsre Fahne mit dem ehrenvollen Abzeichen unter dem allgemeinen Ruf: Es lebe der Kaiser! Auf's Neue wieder wollte er sprechen, allein seine sichtliche innere Bewegung verhinderte ihn daran. Sodann ließ er diejenigen meiner Kameraden herbeitreten, welche Belohnungen verdient hatten; fünf Ehrenkreuze und einundzwanzig Militärmedaillen wurden ausgetheilt. Unsre Marktenderin erhielt die Medaille für ihr aufopferndes Hingeben während der Schlacht. Im heftigsten Feuer war die brave Frau stets in der Nähe der aufgestellten Plänkler, und sie war's die den Verwundeten zuerst liebende Sorgfalt angedeihen ließ. Allwärts war sie zu finden. Sie ist jetzt unserm Regiment an's Herz gewachsen, und wir thun uns viel darauf zu gut, einen solchen Schutzengel in unsern Reihen zu haben.

Kurzum, meine Lieben, so endigt der Zuave

seinen Brief, wir sind alle gut gestimmt und plaudern des Abends im Bivouak gar viel von verfloffenen und zukünftigen Tagen. Der Krieg ist wohl ein hartes und blutiges Ding, aber wie erfreulich sind dagegen auch die Belohnungen! Ich hoffe und wünsche, und ihr gewiß mit mir, daß das nächste Mal die Reihe an mich kommen werde. Dann sollet ihr große Augen machen, wenn ich glücklich, mit dem Ehrenkreuz oder der Militärmedaille geschmückt, einmal wieder in eure Mitte zurückkehre. Bleibet, sammt mir, Gott befohlen!

Glaub's wer will.

Vor langen Jahren lebte zu Hadersleben, im dänischen Herzogthum Schleswig, ein Scharfrichter, der sein schweres, schreckliches Handwerk wie kein zweiter zu handhaben verstand; das heißt, keiner seiner Genossen kam ihm in der Schnelligkeit gleich, mit welcher er einen verurtheilten armen Sünder vom Leben zum Tode beförderte. — Dieser Scharfrichter mußte wohl mit einer außerordentlichen, wunderbaren Kraft begabt, sein Richtschwert oder Henkerbeil aber durch Zaubermittel geschärft seyn. Kein armer Sünder brauchte sein Haupt knieend auf den Block zu legen, oder wie es damals an manchen Orten gebräuchlich war, den Todesstreich mit verbundenen Augen, auf einem Stuhle zu erwarten; er wurde vielmehr vom Meister Scharfrichter stehend abgehauen, dessen Schwertstich mit solcher unglaublichen Geschwindigkeit geführt wurde, daß der Kopf in einem Nu vom Rumpfe getrennt war, aber keineswegs zu Boden fiel, sondern ganz in seiner früheren Stellung verharrte, so daß es den Anschein hatte, als wenn der Hingerichtete noch lebe; nur ein blutiger Streifen rings um seinen Hals bezeugte, daß das Todesurtheil richtig vollstreckt sey.

Eines Tages nun geschah es, daß ein Matrose einen andern Matrosen, in Folge eines Streites, mit seinem langen Taschenmesser erschlug, und deshalb den Tod durch das Schwert des Scharfrichters erleiden sollte. Er war nach damaliger Sitte auf einer Ruhhaut nach dem Richtplatze geschleift worden, und befand sich schon auf dem Schaffot, wo er dem Todesstreich von der Hand des berühmten Scharfrichters von Hadersleben stehend entgegen sah. Es dauerte auch nicht lange, so durchfuhr das hellblitzende scharfe Schwert den Hals des armen Sünders, und wie gewöhnlich mit so großer Schnelligkeit, daß der Kopf ruhig auf dem Rumpfe sitzen blieb und nur ein blutiger

Streifen rings um den Hals des Getödteten sichtbar wurde.

Es ereignete sich diese Begebenheit aber zur Winterzeit, und zwar herrschte an selbem Tage eine so grimmige Kälte, daß sich die ältesten Leute einer ähnlichen nicht erinnern konnten. Was geschah? — Als die Henkerknechte herbeieilten, um den gerichteten Matrosen in die Ruhhaut zu legen und ihn unter der Nichtstätte zu verscharren, lachte er ihnen laut in's Gesicht und schimpfte dann weidlich auf ihren Meister, der sein Handwerk so schlecht gelernt habe! — Der Kopf war nämlich dem Matrosen schnell wieder an den Kumpf festgefroren; er lebte nach wie vor und beeilte sich, die Treppe des Schaffots hinunterzusteigen! Hier nahm ihn sogleich eine große Schaar seiner Kameraden voller Freude und Jubel in Empfang, und führte ihn im Triumphe, schreiend und lärmend nach einem Wirthshause, und es währte nicht lange, so dampfte auf dem Tisch eine mächtige Schüssel voll Grog, das Lieblingsgetränk der Seeleute, aus Rhum und Wasser bestehend, und die Gläser wurden tapfer gefüllt. Der wiederbelebte Todte, welcher den Ehrenplatz auf der Ofenbank eingenommen hatte, trank mit den Lebenden um die Bette. Er hatte bereits schnell nacheinander drei große Gläser geleert und war eben im Begriff, das vierte an den Mund zu heben, als ihm plötzlich das Niesen ankam; — und er niesete. „Helf Gott!“ riefen seine schon halbrunkenen Kameraden; aber da war nichts mehr zu helfen. Sein Kopf war auf das mit Grog gefüllte Glas gefallen und mit diesem auf den Erdboden gestürzt; Kopf und Glas rollten zu den Füßen der verwunderten Matrosen hin und her. — Das war ein Erstaunen und ein Wehklagen!

Dieses Ereigniß war aber kein Wunder, ging vielmehr ganz natürlich zu. Das Blut zwischen Kopf und Kumpf des armen Sünders, welches sich auf dem Schaffot in der grimmigen Kälte zu Eis verwandelt hatte, thautte in der starken Hitze der Wirthsstube, zumal am heißen Ofen, wieder auf, und so mußte denn der angefrorene Kopf des Matrosen, als dieser beim Niesen eine Bewegung machte, das Gleichgewicht verlieren, und vom Kumpfe fallen.

„Zum Henker!“ schrien die verwunderten Matrosen wie aus einem Munde; sie ließen sich indeß beim Grogtrinken nicht stören, denn die Schüssel war noch nicht leer. Der Wirth aber wiederholte ihre Worte: „Zum Henker!“ sagte er, und ließ diesen von dem Geschehenen benachrichtigen. — Jetzt wurde der arme todte Sünder zum zweiten Male auf seiner Ruhhaut zur Nichtstätte gebracht,

und hier mit solchen Vorsichtsmaßregeln verscharrt, daß sein Kopf nicht wieder mit dem Kumpf zusammenfrieren, und er selbst demnach nicht wieder auferstehen konnte.

Der Krieg in Italien.

Allgemeiner Ueberblick.

(Mit der Schlacht von Solferino als große Abbildung.)

Alle Leser des Kalenders bekommen wohl nicht die Zeitungen unter die Augen, und es scheint daher dem Boten nicht nutzlos oder unpassend einen Rückblick auf die Kriegsbegebenheiten zu werfen, die sich im Mai und Juni des Jahres 1859 in Italiens schönen Gefilden ereigneten. Er muß solches freilich in aller Kürze thun, da der beschränkte Raum des Kalenders keine große Ausdehnung gestattet, doch nichts von Bedeutung soll verossen werden.

Seit den frühesten Zeiten schon ist in und wegen Italien gar mancher Krieg geführt worden. Dieses schöne, reich gesegnete Land stach fast allen deutschen Kaisern verlockend in die Augen, und die Geschichte berichtet von ihren sogenannten Abmerzügen. Es würde den Boten zu weit führen, wenn er von dem allen erzählen wollte. Seit dem Wiener Congreß, im Jahr 1815, wurde das Lombardisch-Venetianische Königreich, mit Mailand und Venedig als Hauptstädten, der österreichischen Kaiserkrone zugesprochen, ohne daß die Herren, welche den Congreß gehalten, sich um die Meinung dieser italienischen Völkerschaften bekümmert hätten, die nur mit schlechtverhehltem Unwillen das Joch der deutschen Fremdherrschaft sich aufbürden ließen, und seitdem schon mehr denn einmal, leider aber immer vergeblich, die drückende Schmach abzuschütteln suchten. Oesterreichs eiserne Hand lag schwer auf dem gedrückten Volke, und jeder Versuch zur Befreiung wurde, so zu sagen, schon im Keime erstickt.

Die Blicke der unter dem österreichischen Joch schwachtenden Italiener richteten sich hoffnungsvoll nach Turin, der Hauptstadt des konstitutionellen und ritterlichen Königs Viktor Emanuel, der die Insel Sardinien, die ehemaligen Herzogthümer Piemont, Savoyen, Genua, nebst einigen andern, unter seinem väterlichen Scepter vereinigt und freisinnig regiert. Von dorthier erwarteten sie Rettung, besonders wenn Frankreichs Kaiser seinem treuen Bundesgenossen in der Krön eine hilfreiche Hand löbte. Zudem hatte, durch die Heirath des Prinzen Napoleon, des Kaisers Geschwisterkind, mit Clotilde, der Tochter des Kö-

nigs Viktor Emanuel, Frankreich letztem sich näher angeschlossen zu Schutz und Trutz, und konnte ihn unmöglich im Stich lassen, wenn die Oesterreicher sein Land bedrohen sollten. Und siehe, so geschah's.

Während der Monate Hornung und März ließ Franz Joseph, der achtundzwanzigjährige Kaiser von Oesterreich, gewaltige Truppenmassen nach Italien rücken, mit zahlreichem Geschütz und Kriegsbedarf, und die Spannung wurde täglich größer. Auch der König von Sardinien betrieb eifrig seine Zurüstungen; aus allen Gegenden Italiens strömten mubherfüllte Jünglinge, selbst aus den vornehmsten Ständen, freiwillig unter Viktor Emanuel's Fahnen, dessen Kriegsmannschaft dadurch täglich sich mehrte.

Bevor der Krieg zum Ausbruche kam, sollte, dem Wunsche der Großmächte, Rußland, Preußen, England und Frankreich zufolge, eine Konferenz gehalten werden, um durch friedliche Verhandlungen die streitigen Punkte zu schlichten. Zum Schein willigt Oesterreich in das Zusammenkommen einer solchen Konferenz, macht aber die Bedingung, Piemont solle sein Her zuvor wieder auf den Friedensfuß stellen und keinen Abgeordneten zur Versammlung senden dürfen, da doch seine Interessen am meisten zu berücksichtigen waren. Piemont protestirt gegen diese Annahme, verlangt die Ausübung seines guten Rechts, und daß Oesterreich auch entwaffnen und seine Truppen von den piemontesischen Grenzen zurückziehen solle. Während man noch so hin und her schrieb und telegraphirte, England, Rußland und Preußen vermittelnd einzuschreiten versuchten, schickte der Oberbefehlshaber der österrichischen Armee in Italien, General Giulay, einen seiner Adjutanten nach Turin, mit dem Auftrage, von Piemonts König nochmals die Verminderung seines Heeres und die Rücksendung der Freiwilligen zu verlangen. Drei Tage Bedenkzeit werden ihm gestattet. Allein Viktor Emanuel nimmt die Bedingungen nicht an, und der Krieg ist nun unvermeidlich. Die Franzosen, als Bundesgenossen, rücken in Piemont ein, zu Land und zu Wasser, nämlich über den Mont-Genis im Alpengebirge bei Savoyen, und über Genua, den Hafen am Mitteländischen Meere. Mit Begeisterung und Jubel werden die willkommenen Befreier überall empfangen, und der in naher Zukunft hellauflagende Freiheitsglanz strahlt auch über die Fürstenthümer Toscana, Modena und Parma, die, obwohl eigene Landesherren habend, doch schon lange tanzen mußten wie's dem Wiener Hof zu pfeifen beliebte, mit welchem ihre Fürsten geheime Verträge geschlossen, die triftigen Grund

zu Klagen und Beschwerden gegen Oesterreich gegeben hatten.

Jetzt schlug die erste Stunde der Entscheidung! Am 29. April, es war ein Freitag, Abends um vier Uhr, drangen die Oesterreicher über die schon längst bedrohten piemontesischen Grenzen, bei Gravelonna, Cassalo, Sirefa, Arona, Mortara und Novara, besetzten auch die Stadt Viazenza, im Herzogthum Parma. Nun war Oesterreichs Fehdehandschuh trotzig und herausfordernd hingeworfen, und mit edlem Muth und festem Vertrauen in ihre gerechte Sache hoben Frankreich und Piemont ihn auf. Die diplomatischen Beziehungen des Pariser und Wiener Hofes brachen nun plözlich ab, und die Gesandten verließen ihren Posten.

Höchst empfindend war's, von den Expressungen aller Art und von den Gräueltathen zu lesen und zu hören, welche die Oesterreicher sich in der Lomellina, dem von ihnen überfallenen Landesstrich Piemonts, erlaubten. Brandschatzungen und ungeheure Kriegssteuern wurden unter den schrecklichsten Drohungen dem armen Volke, in Stadt und Land, auferlegt, deren traurige Folgen gewiß noch Jahrelang empfunden werden!

Nun hielt es den Kaiser nicht länger mehr in Paris; er wollte sich an die Spitze seines tapfern Heeres stellen, und treulich Gefahren, Schlachten und Siege mit ihm theilen. Unterm 3. Mai erließ er eine Proklamation an das französische Volk, worin er den Zweck des zu beginnenden Krieges offen und frei verkündet, nämlich, Italien der Fremdherrschaft zu entreißen und sich selbst wiederzugeben.

„Wir gehen nicht nach Italien“, heißt es in der Proklamation, „um Aufruhr und Unordnung zu stiften, oder den Stuhl des Heiligen Vaters in Rom zu erschüttern, auf den ja wir selber ihn vormals wieder eingesetzt haben, sondern wir wollen ihn dem Drucke der Fremdherrschaft entziehen, unter welchem die ganze italienische Halbinsel schmachtet, wir wollen dazu beitragen, daselbst die Ordnung zu begründen, welche auf rechtmäßig befriedigten Interessen beruht.“

„Auf Italiens classischem, durch so viele Siege verherrlichten Boden, werden wir die Spuren unserer Väter wieder auffinden. Gebe Gott, daß wir ihrer würdig erfunden werden!“

„Bald werde ich mich an die Spitze der Armee stellen; die Kaiserin und mein Sohn bleiben in Frankreich zurück. Von der Erfahrung und der Einsicht des letzten Bruders Napoleons gestützt, wird die Kaiserin ihres hohen Auftrages sich würdig beweisen.“

„Gattin und Sohn vertraue ich dem Muth des

in Frankreich zurückbleibenden Heeres an, das an unseren Grenzen wachen und den heimischen Heerd beschützen soll. Ich übergebe sie der Vaterlandsliebe der Nationalgarde, dem ganzen Volke insgesammt, das mit eben der Liebe und eben der Ergebenheit sie umringen wird, von denen mir täglich so viele Beweise zu Theil werden.

„Muth also und Einigkeit! Unser Land soll der Welt abermals beweisen, daß es der Vorfahren nicht unwürdig geworden. Die Vorsehung wird unsere Bestrebungen segnen, denn heilig ist wohl in Gottes Augen die Sache, welche auf Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe und Unabhängigkeitsgefühl sich stützt.“

Sind das nicht edle und hochherzige Worte, lieber Leser, die da der Kaiser an sein Volk gerichtet? Der Bote konnte sich unmöglich den Genuß versagen, sie in den Kalender zu setzen, obgleich die Proklamation überall angeschlagen und gelesen worden.

Vor der Ankunft Napoleons in Italien, fiel nichts von Bedeutung zwischen dem Heere der Verbündeten und den Oesterreichern vor, nur einige Scharmügel fanden an den Vorposten statt, und bei Cambio gingen die Feinde über den Poßfuß, wollten solches auch unterhalb Frassineto thun, wurden aber von den Piemontesen daran verhindert. In Folge starker Regengüsse schwellen die Wasser mächtig an, traten aus ihren Betten und überschwemmen stellenweise die Ebene mit ihren zahlreichen Weisfeldern. Da sungen plötzlich und in aller Eile die Oesterreicher an sich wieder zurückzuziehen, ließen fogar von den erpresten Kriegsführern und Mundvorräthen zurück, die ihnen doch, bei dem Geldmangel der Regierung, so nothwendig gewesen wären. Wie dazumal verlautete, hätte der Kriegsplan des alten und erfahrenen Generals Hef, der bei dem Kaiser Franz Joseph in großem Ansehen steht, die Oberhand gewonnen über General Giulay's Plan, welcher angreifend verfahren wollte, da hingegen der alte Feldzeugmeister Hef bloß eine vertheidigende Haltung anrieth. Seiner Ansicht nach, sollte man eine Schlacht erst in der Bombardei schlagen, woselbst die Oesterreicher bedeutende Festungen besitzen, die einen sicheren Anhaltspunkt gewähren könnten, als da sind, Mantua, Peschiera, Verona, Legnago, Cremona und Brescia, meistens in der Nähe des Garbafees gelegen. Wir lassen nun die Oesterreicher sich zurückziehen, und schauen uns nach Kaiser Napoleon um.

Am 14. Mai, Abends um sechs Uhr, verließ er seine Hauptstadt Paris, um zum Kriegsheere zu eilen, unter des Volkes allgemeinem Jubel und von seinen besten Wünschen begleitet, nachdem er

vorher die Sorgen und Angelegenheiten der Regierung der Kaiserin und seinem Oheim Hieronymus übertragen. Die Reise nach Marseille, über Lyon, geht schnell und glücklich von Statten. Im Seehafen steht das Dampfschiff „Königin Hortensia“ bereit, und bringt den Kaiser bereits am 12. Mai, gegen zwei Uhr Nachmittags, nach Genua, woselbst er in dem nämlichen Palaße Doria sein Absteigequartier findet, das einst der alte Napoleon bewohnte. Genua's Häuser waren alle mit Fahnen und Kränzen festlich geschmückt, und der Jubel der Bevölkerung wollte gar kein Ende nehmen.

Gleich nach seiner Ankunft erließ Napoleon einen Tagesbefehl an die Armee worin er seinen Soldaten den Zweck des beginnenden Krieges verkündet, zu Muth und Tapferkeit und strenger Mannszucht sie auffordert und ihnen das rühmliche Beispiel der alten Kämpfer der Republik vor Augen stellt.

Von Genua zog der Kaiser nach Alexandria, der bedeutendsten Festung Piemonts, woselbst der König Viktor Emanuel sein Hauptquartier vorläufig aufgeschlagen. Dieser eilte Napoleon entgegen, und ritt an seiner Seite in die Stadt ein, die glänzend im festlichen Schmucke prangte. Nun wurde der Kriegsplan besprochen und die nöthigen Vorkehrungen zum Angriffe der Oesterreicher genommen. Trotz des anhaltenden Regenwetters in der Mitte des Maimonats, nehmen die französischen und piemontesischen Truppen die ihnen vom Kaiser, als Obergeneral, angewiesenen Stellen ein, und die von den Oesterreichern zerstörten oder beschädigten Brücken und Straßen und Eisenbahnen werden wieder in guten Stand gesetzt.

Während dieser Zurüstungen und Vorkehrungen auf dem festen Lande, blieb Frankreich auch zur See nicht unthätig. Am 16. Mai erscheint ein französisches Geschwader im Adriatischen Meere, vor Venedig, dem reichen Handelshafen, dessen Kauffahrteischiffe nun nicht mehr auslaufen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den Franzosen gefapert zu werden.

Nun ist's aber auch Zeit ein Wort von dem kühnen italienischen Patriot Garibaldi zu sagen, der, an der Spitze seines zahlreichen Freikorps stehend, den Oesterreichern auf seine eigene Faust hin schon viel zu schaffen machte, indem er, oberhalb Mailand, beim Lago Maggiore und Comosee in die Bombardei einbrach, und an die Lombarden eine freitheitsglühende Proklamation richtete, worin er sie zum Abschütteln des fremden, entehrenden Jochs aufforderte. Dieser Aufruf an das italienische Volk schließt mit den Worten: Wer in dieser Zeit eine Waffe fassen kann,

und thut es nicht, der ist ein Verräther am Vaterland! — Dieser unternehmende General Garibaldi, mit seinen wohldisciplinirten, mutigen Parteigängern, kann in dem Kriege für Italiens Unabhängigkeit von großem Nutzen werden, und spielt darin jetzt schon eine bedeutende Rolle.

Wir kehren nun wieder zu dem französisch-piemontesischen Heere zurück. — Am 20. Mai hatte das erste, eigentlich wichtige, Zusammentreffen mit den Oesterreichern statt. Es war bei dem Dorfe Montebello, dessen Name schon bekannt ist durch einen Sieg, den die Franzosen am 9. Juni des Jahres 1800 daselbst errungen. Ungefähr 15,000 Oesterreicher griffen am 20. Mai die Vorposten des Marschalls Baraguay-d'Hilliers an, der das erste Corps der französischen Armee befehligte, welche, wie bekannt, in Italien aus fünf besonderen Corps besteht, deren jedes seinen eigenen Anführer hat, unter dessen Befehlen dann die verschiedenen Divisions- und Brigadegeneräle sich befinden. Also, die Oesterreicher griffen die französischen Vorposten an, bei Montebello, wurden aber von der Division des Generals Forey zurückgeschlagen, und der Zusammenstoß gewann an blutiger Bedeutung. Während vier langer Stunden dauerte der harte, mörderische Kampf, worin die Franzosen, von der rühmlichst sich auszeichnenden piemontesischen Reiterei gestützt, siegten, und das Dorf Montebello wegnahmen, in welchem die Oesterreicher in jedem Hause sich verschanzt hatten und vertrieben werden mußten. Von beiden Seiten war der Verlust beträchtlich. Wir verloren unter andern den tapfern General Bezzeret, dem ein Tyroler Scharfschütze, schon auf der Flucht begriffen, eine Kugel in die Stirne jagte. Sämmtliche Verwundete, sowohl Freunde als Feinde, fanden Obdach in den Spitälern der in der Nähe gelegenen Stadt Voghera, woselbst Kaiser Napoleon tröstend sie besuchte, und den österreichischen Blessirten die Versicherung gab, daß, sobald ihre Wunden den Transport erlaubten, sie in ihr Vaterland zurückkehren dürften, und dazu noch ohne Tauch.

Nach dem Gefechte von Montebello vergingen wieder einige Tage ohne entscheidenden Kampf. Am 30. Mai zog der König von Sardinien mit seinem Heer über den Sesiafluß, und vertrieb die Oesterreicher aus dem hochgelegenen Dorfe Valastro, das sie am folgenden Tage wieder einnehmen wollten. Von diesem blutigen Treffen hat der Bote schon weiter vorn berichtet, in der Erzählung: „Das gemeinsame Grab“, und kann daher jetzt darüber hinauspringen ohne Gefahr und Noth.

Mittlerweile hatte der Kaiser Franz Joseph

auch seine Residenzstadt Wien verlassen um nach Italien zu ziehen und an die Spitze seines Heeres sich zu stellen. In der festen Stadt Verona nahm er sein Hauptquartier.

Vom 2ten zum 3. Juni zogen sich die Oesterreicher, unter den Befehlen der Generale Jöbel, Schwarzenberg und Lichtenstein, aus der noch im piemontesischen Gebiete liegenden Stadt Mortara zurück, räumten gänzlich das vor einem Monat so plötzlich überfallene, unglückliche Land, und wendeten sich in so großer Hast und Eile dem festen lombardischen Pavia zu, daß sie sogar die voll Grausamkeit erprobten Requisitionen aller Art im Stiche ließen. Nun lag der Grenzstrom Tessin wieder zwischen ihnen und der verbündeten Armee der Franzosen und Sardinier.

Unter dem allgemeinen Jubel der Bevölkerungen hielten unsere Truppen ihren Einzug in die vom Feinde befreiten Städte; Blumen und Kränze wurden ihnen von den Fenstern und Söllern zu geworfen, und man erzählt, daß Bürgerstöcher und Bürgerfrauen, in ihrer freudigen Begeisterung, sich nicht scheuten die bärtigen Kriegsmänner auf offener Straße zu umarmen und zu küssen. Es war dies der Ruß der Dankbarkeit des langunterdrückten Italiens dem befreienden Frankreich! —

Jetzt war's an den Franzosen und Piemontesen ihren Siegeszug fortzusetzen und den Grenzstrom zu überschreiten, um den Feind auf lombardischem Boden aufzusuchen. Dieses geschah bereits am 3. Juni. Eine telegraphische Depesche, die Samstag, den 4ten, in den Nachmittagsstunden zu Paris angeschlagen wurde, meldete: Gestern haben wir Brücken über den Tessin geworfen; unsere Armee beginnt den Uebergang. Nach einem Kampfe, der dem Feinde beträchtlichen Verlust verursachte, zog er sich zurück, eine Kanone, viele Waffen und bedeutenden Kriegsvorath im Stiche lassend.

Nun konnte man einer baldigen wichtigen Nachricht gewärtig sein, die wirklich auch nicht lang auf sich warten ließ. Im Laufe des 5ten und 6. Juni verbreiteten sich folgende telegraphische Depeschen mit Bindeseile durch ganz Frankreich: Der Kaiser an die Kaiserin. — Brücke von Magenta, 4. Juni, 11 Uhr Abends. — Großer Sieg! 5,000 Gefangene, 15,000 Tote und Verwundete. Später nähere Angaben.

Eine zweite Depesche lautete: Ueber die Brücken, welche bei Turbigo über den Tessin geschlagen worden, sollte die Armee gestern, den 4ten, Mailand zu. Der Uebergang glückte, doch die Oesterreicher, in großer Anzahl wieder über den Fluß gekommen, leisteten den hartnäckigsten Widerstand. Die Ausmündungen unsers Uebergangspunktes waren eng,

und während zwei blutiger Stunden hat die Kaisergarde dem Andrang des Feindes ganz allein die Stirne geboten, bis General Mac-Mahon, der mit seinem zweiten Armeekorps des Vorbes Magenta, nach blutigem Gefechte, sich bemächtigt hatte, endlich herbeieilte und den Feind zurücktreiben half.

Wir haben ungefähr 3,000 Tode und Verwundete, und verloren eine Kanone. Des Feindes Verlust wird beiläufig auf 20,000 Tode und Verwundete gerechnet; 7,000 Gefangene, drei Kanonen und drei Fahnen fielen in unsere Hände.

— So folgte Deyfche auf Deyfche, und es wurde nun klar, daß eine blutige Schlacht geschlagen worden. O wahrhaftig, es ist doch etwas Gräßliches und Schreckliches um den Krieg! Da bringen die Menschen sich gegenseitig um, ohne sich all ihr Veltag je gegeben, je beleidigt zu haben! Fänden nicht, nach dem Donner und Wüthen der Schlacht, wieder mitleidige und menschliche Gefühle Eingang in den Herzen, also daß die Sieger theilnehmend die verwundeten Besiegten hegen und pflegen, gewiß, man müßte verzweifeln an der Menschheit! Und diese unvollständigen Nachrichten, welche Beklemmung und Angst und Sorge brachten sie bei allen denen hervor, welche liebe Angehörige beim Heere hatten! Wie harrie man in gespannter Erwartung irgend eines Lebenszeichens von ihnen, wie sah man mit Sehnsucht der Ankunft eines Briefes von lieber Hand entgegen! Das waren gar traurige und trübe Stunden und Tage, und mancher Leser des Boten hat sie gewiß selbst durchseufzt und durchbetet.

Der Sieg bei Magenta, in der Nähe der schönen Stadt Mailand, ließ der halbigen Nachricht entgegen sehen, daß die Verbündeten daselbst eingezogen. Den tapfern General Mac-Mahon, der im Kampfe zu rechter Zeit den Ausschlag gegeben, ernannte der Kaiser, auf dem Schlachtfelde, zum Marschall von Frankreich und erteilte ihm den Ehrenstitel, Herzog von Magenta. Zwei andern französischen Generälen, Cospinasse und Cler, war das Schlachtfeld zum Sterbebett geworden, also daß, bis jetzt, der Krieg dem französischen Heere schon drei Generäle gekostet.

Nun verbreitete sich die Kunde, die Bevölkerung Mailands habe sich gegen die österreichischen Dränger empört, welche in aller Eile Stadt und Schloß räumten und in der Bestürzung Kanonen und Artmeekassen dahinten ließen. Am 6. Juni begaben sich die Munizipalräthe von Mailand in das Generalquartier der Verbündeten, und überreichten dem König Victor Emanuel, in Napoleons Gegenwart, eine Schrift, in welcher der Wunsch

ausgesprochen war, die ganze Lombardei mit dem Königreich Sardinien unter Einem Scepter zu vereinigen, und so der langen Ebnmach der Fremdherrschaft ein Ende zu machen. Diese Gesandtschaft der Mailänder wurde von den beiden Monarchen mit Wohlwollen und Zustimmung empfangen.

Mittwoch, den 8. Juni, in den Morgenstunden, hielten Napoleon und Victor Emanuel ihren Einzug in Mailand, nachdem kurz vorher der neue Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta, an der Spitze seiner Truppen, in die Stadt eingeritten war. Es ist un möglich den Jubel und die Begeisterung des Volkes zu beschreiben, das sich herandrängte die willkommenen Befreier vom schmählichen Joche zu begrüßen. Wenn man der Italiener lebhaften und leidenschaftlichen Charakter kennt, so mag man sich selbst einen Begriff machen von diesem Empfang, wie auch von dem feierlichen Zuge der Monarchen in Mailands prächtige, aus lauter Marmor erbaute Domkirche, darin am folgenden Tage das dankende Te Deum gesungen wurde. Blumen und Kränze regneten auf die Sieger herunter, und tausendstimmiger Jubelruf wiederholte rings um sie her. Die Kaisergarde bildete das Spalier zu beiden Seiten. Napoleons feuriges Araberpferd, das seit einigen Tagen an den Donner und das Getümmel der Schlachten sich gewöhnt hatte, fing an sich zu bäumen und drohte scheu zu werden bei diesem stürmischen Gefabel, also daß sein kundiger Reiter es durch sanfte Worte und Handstreicheln müßte zu beschwichtigen suchen. Und als der Kaiser nun die ihm zugeworfenen Blumenkränze seinem Pferde lächelnd an den Hals hing, weil er sie ja nicht alle in Händen behalten konnte, da wurde das edle Thier vollends ganz ruhig und schritt stolz mit den Siegeszeichen einher.

Fast um eben die Zeit als das feierliche Te Deum in Mailands Dom gesungen wurde, krönte der Sieg abermals einen Theil des französischen Heeres, unter den Befehlen des Marschalls Baraguay d'Hilliers, den der Kaiser beauftragt hatte, die Desterreicher aus ihren festen Stellungen bei San Juliano und Melegnano, auch unter dem Namen, Marignano bekannt, zu vertreiben, zwei Dristchaften in der Nähe Mailands gelegen. Trotz der feindlichen Batterien und der muthigsten Gegenwehr triumphirten die französischen Waffen, und die Desterreicher wurden in die Flucht geschlagen mit beträchtlichem Verlust. Aber auch unsere Soldaten gingen nicht leer aus. In dem Bericht, welchen der Marschall über diesen Kampf an den Kaiser schickte, rechnete er die Zahl unserer Todten und Verwundeten auf 943 Mann, worunter



Die Schlacht von Solferino.

viele Offiziere, nach denen die geschickten Tyroler Schützen hauptsächlich zielten; zwei Generale, Bazine und Boyr, wurden verwundet, der Obrist des ersten Jägerregiments getödtet; im Ganzen 13 toote und 56 verwundete Offiziere.

Während seines kurzen Aufenthalts in Mailand erließ Kaiser Napoleon eine Proklamation an das italienische Volk, worin er alle Vaterlandsfreunde dringend zur Einigkeit und treuem Zusammenhalten ermahnt. „Scharet euch zu einem und demselben Zwecke zusammen“, ruft er schließlich den Italienern zu, „nämlich zur Befreiung eures Landes. Stellt euch auf kriegerischen Fuß; eilet unter König Victor Emanuels Fahnen, der euch schon so hochherzig den Weg der Ehre gewiesen hat. Denket daran, daß, ohne Mannszucht, keine Armee bestehen kann, und seid heute nur Soldaten, von des Vaterlands heiligem Feuer durchglüht; morgen werdet ihr die freien Bürger eines großen und stolzen Landes sein!“

Nach an seine tapfern Soldaten richtete Napoleon eine Proklamation, sprach darin von den in so kurzer Zeit erlängten Siegen, und schloß mit den Worten: „Aber noch ist nicht Alles beendigt; noch werden wir Kämpfe zu bestehen und Hindernisse zu überwinden haben. Ich zähle auf euch. Muth also, wackeren Soldaten der Armee von Italien! Vom Himmel herab bewundern euch eure Väter mit Stolz!“

Während mehrerer Tage fiel nun kein Zusammenstoß mit den Oesterreichern vor, die nicht Stich hielten, sondern immer weiter und weiter sich zurückzogen in ihr vielbesprochenes Festungsdietel, wofelbst sie, wie man allgemein vermuthete, zu einer entscheidenden Schlacht sich stellen wollten. Das französisch-piemontesische Heer rückte kampflustig nach, und der Kaiser und der König zogen mit. Ohne Schwertschlag wurde der Abdassus überschritten, und die Armee lagerte sich in der Nähe der festen Stadt Brescia, welche die Oesterreicher auch geräumt hatten. Am 18. Juni hielten Napoleon und Victor Emanuel ihren Einzug in diese Stadt und schlugen vorläufig das Hauptquartier darin auf.

Mittlerweile ließen auch wichtige Neuigkeiten aus dem Kirchenstaat ein, der den Papst zum weltlichen Regenten hat. Die Oesterreicher, welche seit dem Jahr 1849 die Stadt Bologna besetzt hielten, räumten solche, und zugleich mit ihnen zog auch der Kardinal Legat fort, der die Verwaltung geleitet, und übertrug diese Sorge dem Munitipalrath, welcher eine Commission ernannte, die sogleich die Diktatur des Königs Victor Emanuel proklamirte, oder, mit andern Worten, sich dahin aussprach, die Stadt Bologna solle sich vom Kir-

chenstaate trennen, um Piemont anzugehören. Dieses Beispiel wirkte ansteckend auf einige andere päpstliche Städte, die den nämlichen Wunsch laut äußerten. Allein so war's nicht gemeint von Seiten der verbündeten Monarchen; dem Heiligen Vater sollte keine Unbill widerfahren, ihm wollten sie keinen Abbruch thun. Mit festen und entschiedenen Worten lehnte Victor Emanuel die angebotene Diktatur ab, und sprach frei und offen seine Befürchtung und kindliche Ergebenheit gegen den Papst aus. Zudem schickte er einen seiner Adjutanten nach Rom, um dem überheten Oberhaupt der katholischen Kirche jeglichen Zweifel an seine Anhänglichkeit und Treue zu benehmen, und alle unndthigen Befürchtungen zu verschweigen. Brieflich ja habe der Kaiser der Franzosen in seiner Proklamation, beim Beginne des Kriegs, erklärt, daß dem Papste weder Schwärzung noch Noth daraus erwachsen solle, und daß die Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel für den Kirchenstaat und seine Neutralität eher beschützend als bedrohend sich feststellen würde.

Bis jetzt hatten nur vier französische Armeekorps thätigen Antheil am Kriege genommen; das fünfte, dessen Oberbefehl dem Prinzen Napoleon anvertraut worden, hatte sich unterdessen im Großherzogthum Toskana organisiert, dessen Beherrscher, ein Sproßling des habsburger Stamms, sich in seinem eigenen Lande nicht mehr sicher fühlte, dasselbe verlassen und nach Oesterreich sich geflüchtet hatte. Die Gewaltthat der Herzogthümer Parma und Modena folgten seinem Beispiel, und Volk und Truppen bekehrten sich mit Piemont zu vereinigen. Somit stand nun dieser Theil Italiens den Befreieren offen, und Prinz Napoleons Korps erhielt bedeutende Verstärkung durch den Uebertritt der Soldaten dieser Herzogthümer. Toskana allein lieferte 10,000 Mann Infanterie, ein Reiterregiment und vier Batterien Feldartillerie, unter dem Kommando des Generals Alcoa. Mitte Junis sandte der Kaiser Napoleon seinem Vetter, der seitdem in der toskanischen, von Aless her berühmten Stadt Florenz die Organisation des fünften Armeekorps überwacht, den Befehl, mit demselben vorwärts zu ziehn, Modena durch, um gemeinsam mit dem großen Heere Theil am Kriege zu nehmen.

So, lieber Leser, stehen die Sachen bis heute, da der Bote dieses schreibt, nämlich am Johannistag. Nach bestem Vermögen suchte er dir Alles recht anschaulich zu machen durch einen allgemeinen Ueberblick. Von einem Tage zum andern können jetzt wichtige Nachrichten einlaufen, denn eine große und entscheidende Schlacht steht bevor, de-

ren Ausgange wir getrost dem allmächtigen Herrn der Heerschaaren anheimstellen, welcher gewiß dem guten Rechte den Sieg verleiht. Mit Gott wollen wir Thaten thun. Er wird unsere Hände unterstützen. Der Engel des Herrn lagert sich um die Her, so ihn fürchten, und blist ihnen aus. Also sagt der Psalmist.

Ohne großer Propheet zu sein, denn seine Witterungsangaben haben ihn schon oft Lügen gestraft, hat der Bote da oben am Johannistag das Rechte getroffen, als er sagte: Eine große und entscheidende Schlacht steht bevor. Denn eben in dem Augenblicke da er selber an seinem Votenische vor dem Frühbude schrieb, donnerten bereits die Kanonen, und die einander gegenüberstehenden Kriegsheere begannen den blutigen Waffentanz, dem der Name Schlacht von Solferino beigelegt worden, und wovon die Nachricht, an den Eisenbahnsäulen des österreichischen Telegraphen bin, bereits am folgenden Tage, den 25. Juni, Morgens um 10 Uhr, zu Straßburg anlangte, in folgenden kurzen aber inbaldschweren Worten:

Der Kaiser an die Kaiserin.

Gavriana, den 24. Juni 1859, um 9 Uhr
15 Minuten Abends.

Große Schlacht und großer Sieg!

Die ganze österreichische Armee stand und gegenüber. Die Schlachtlinie hatte fünf Stunden Ausdehnung. Wir haben alle Stellungen weggenommen, viele Kanonen und Fahnen erobert und viele Gefangene gemacht. Die andern Einzelheiten sind für den Augenblick unndglich.

Die Schlacht hat von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gedauert.

Also lautete die Depesche, Straßburgs Münsterwächter pflanzten die Siegesfahnen an den vier Ecken des Thurmes auf, und nur wenige Bürgerhäuser blieben ungeschmückt damit. Abends gab's eine glänzende Beleuchtung, und die schimmernde und flimmernde Münsterpyramide verkündete weit hin, vom Bodgau zum Schwarzwald, der Franco-Sarden neuen Triumph. Wie gespannt harrete man jetzt wieder der näheren Angaben, und mit welcher Angst und Sorge saßen diejenigen froher oder trauriger Boischast entgegen, welche irgend ein liebes Haupt beim Heere hatten!

Der allgemeinen Ungeduld zu langsam, erschienen nach und nach folgende Nachrichten, durch den Telegraph, vom Kaiser an die Kaiserin:

Gavriana, den 25. Juni, um 1 Uhr
Nachmittags.

Noch ist es unndglich bestimmte Angaben über

die gestrige Schlacht zu erhalten. Der Feind zog sich während der Nacht zurück, die ich in dem nämlichen Zimmer zubrachte, woselbst der Kaiser von Oesterreich am Morgen des Schlachttags innegehabt. Der General Niel ist Marschall von Frankreich ernannt worden.

Eine andere Depesche, aus Turin vom 26. Juni datirt, meldete, daß der Kaiser von Oesterreich in eigener Person sein Heer während der Schlacht von Solferino befehligt, und daß die verbündeten Truppen dreißig Kanonen und mehrere Fahnen erobert und an sechshundert Gefangene gemacht, wie auch, daß die Oesterreicher sich wieder über den Minciofluß zurückgezogen, dessen Uebergang sie der französisch-piemontesischen Armee gar nicht streitig zu machen suchten.

Der erste, wenige Tage vor der Schlacht bewerkstelligte Rückzug der Oesterreicher über diesen Fluß, der aus dem Gattasee frömt, war eine Kriegslüge. Sie wollten dadurch die beiden Monarchen, Napoleon und Victor Emanuel, sicher machen und zu unüberlegtem Vorwärtstücken verlocken in weit ausgebreiteten, abgeordneten Herhaufen, die sie dann theilweise mit Nacht angegriffen hätten. Napoleon ging aber nicht in die Falle, und mit der hohen und klugen Umsicht, die er schon oft bewiesen, scharte er die französischen und piemontesischen Truppen, je mehr sie vorrückten, immer dichter zusammen, um gleich zum Kampfe bereit zu sein und einem auch an Zahl überlegenen Feinde die Stirne bieten zu können.

Den ganzen, umständlichen Bericht über die blutige Schlacht von Solferino seinen geneigten Lesern vor Augen zu stellen, würde den Boten allzuviel in die Schritze führen, und er hält's daher für rathamer, es nur bei einigen einzelnen Angaben bewenden zu lassen; zudem wird ja das große Kalenderbild, der Pariser Illustration entlehnt, seiner Beschreibung recht anschaulich nachhelfen.

Zwischen den beiden Flüssen, der Chiave und dem Mincio, fand die taglange Schlacht statt, bei welcher zwei befehlende Kaiser das Obercommando über die streitenden Heere führten. In der Nacht vom 23ten zum 24. Juni kam Napoleon erst die Nachricht zu, daß die Oesterreicher den Mincio wieder überschritten und zum Angriffe der Verbündeten heranzögen. Eine Schlacht war daher unvermeidlich, und der Kaiser gab sofort den Befehlshabern der verschiedenen Armeekorps die nöthigen Anweisungen. Bei Solferino, San Cassiano und Gavriana hatten die Oesterreicher hochgelegene Stellungen eingenommen, aus denen sie wieder vertrieben werden mußten, es koste was es wolle. Ihr linker Herresflügel breitete sich in der

viele Offiziere, nach denen die geschickten Tyroler Schützen hauptsächlich zielen; zwei Generale, Bazaine und Goze, wurden verwundet, der Obrist des ersten Zuavenregiments getödtet; im Ganzen, 13 todt und 56 verwundete Offiziere.

Während seines kurzen Aufenhalts in Mailand erließ Kaiser Napoleon eine Proklamation an das italienische Volk, worin er alle Vaterlandsfreunde dringend zur Einigkeit und treuem Zusammenhalten ermahnt. „Scharet euch zu einem und demselben Zwecke zusammen“, ruft er schließlich den Italienern zu, „nämlich zur Befreiung eures Landes. Stellt euch auf kriegerischen Fuß; eilet unter König Victor Emanuels Fahnen, der euch schon so hochherzig den Weg der Ehre gewiesen hat. Denket daran, daß, ohne Mannszucht, keine Armee bestehen kann, und seid heute nur Soldaten, von des Vaterlands heiligem Feuer durchglüht; morgen werdet ihr die freien Bürger eines großen und edlen Landes sein!“

Auch an seine tapfern Soldaten richtete Napoleon eine Proklamation, sprach darin von den in so kurzer Zeit erkämpften Siegen, und schloß mit den Worten: „Aber noch ist nicht Alles beendet; noch werden wir Kämpfe zu bestehen und Hindernisse zu überwinden haben. Ich zähle auf euch. Muth also, wackere Soldaten der Armee von Italien! Vom Himmel herab bewundern euch eure Väter mit Stolz!“

Während mehrerer Tage fiel nun kein Zusammentreffen mit den Oesterreichern vor, die nicht Stich hielten, sondern immer weiter und weiter sich zurückzogen in ihr vielbesprochenes Festungsviereck, woselbst sie, wie man allgemein vermuthete, zu einer entscheidenden Schlacht sich stellen wollten. Das französisch-piemontesische Heer rückte kampflustig nach, und der Kaiser mit der König zogen mit. Ohne Schwertschlag wurde der Abdrück überschritten, und die Armee lagerte sich in der Nähe der festen Stadt Brescia, welche die Oesterreicher auch geräumt hatten. Am 18. Juni hielten Napoleon und Victor Emanuel ihren Einzug in diese Stadt und schlugen vorläufig das Hauptquartier darin auf.

Mittlerweile liefen auch wichtige Neuigkeiten aus dem Kirchenstaat ein, der den Papst zum weltlichen Regenten hat. Die Oesterreicher, welche seit dem Jahr 1849 die Stadt Bologna besetzt hielten, räumten solche, und zugleich mit ihnen zog auch der Cardinal-Legat fort, der die Verwaltung geleitet, und übertrug diese Sorge dem Munizipalrath, welcher eine Commission ernannte, die sogleich die Diktatur des Königs Victor Emanuel proklamirte, oder, mit andern Worten, sich dahin aussprach, die Stadt Bologna solle sich vom Kir-

chenstaate trennen, um Piemont anzugehören. Dieses Beispiel wirkte ansteckend auf einige andere päpstliche Städte, die den nämlichen Wunsch laut äußerten. Allein so war's nicht gemeint von Seiten der verbündeten Monarchen; dem Heiligen Vater sollte keine Unbill widerfahren, ihm wollten sie keinen Abbruch thun. Mit festen und entschiedenen Worten lehnte Victor Emanuel die angebotene Diktatur ab, und sprach frei und offen seine Ehrfurcht und kindliche Ergebenheit gegen den Papst aus. Zudem schickte er einen seiner Adjutanten nach Rom, um dem verehrten Oberhaupt der katholischen Kirche jeglichen Zweifel an seine Anhänglichkeit und Treue zu benehmen, und alle unnötigen Befürchtungen zu verschuchen. Feierlich ja habe der Kaiser der Franzosen in seiner Proklamation, beim Beginne des Kriegs, erklärt, daß dem Papste weder Schwälmerung noch Noth daraus erwachsen solle, und daß die Unabhängigkeit der italienischen Halbinsel für den Kirchenstaat und seine Neutralität eher beschützend als bedrohend sich feststellen würde.

Bis jetzt hatten nur vier französische Armeekorps thätigen Antheil am Kriege genommen; das fünfte, dessen Oberbefehl dem Prinzen Napoleon anvertraut worden, hatte sich unterdessen im Großherzogthum Toskana organisiert, dessen Beherrscher, ein Sprößling des Habsburger Stamms, sich in seinem eigenen Lande nicht mehr sicher fühlte, dasselbe verlassen und nach Oesterreich sich geflüchtet hatte. Die Gewalthaber der Herzogthümer Parma und Modena folgten seinem Beispiel, und Volk und Truppen begeherten sich mit Piemont zu vereinigen. Somit stand nun dieser Theil Italiens den Befreien offen, und Prinz Napoleons Korps erhielt bedeutende Verstärkung durch den Uebertritt der Soldaten dieser Herzogthümer. Toskana allein lieferte 10,000 Mann Infanterie, ein Reiterregiment und vier Batterien Feldartillerie, unter dem Kommando des Generals Ulloa. Mitte Junis sandte der Kaiser Napoleon seinem Vetter, der seitdem in der toskanischen, von Alters her berühmten Stadt Florenz die Organisation des fünften Armeekorps überwacht, den Befehl, mit demselben vorwärts zu ziehen, Modena durch, und gemeinsam mit dem großen Heere Theil am Kriege zu nehmen.

So, lieber Leser, stehen die Sachen bis heute, da der Bote dieses schreibt, nämlich am Johannisstag. Nach bestem Vermögen suchte er dir Alles recht anschaulich zu machen durch einen allgemeinen Ueberblick. Von einem Tage zum andern können jetzt wichtige Nachrichten einlaufen, denn eine große und entscheidende Schlacht steht bevor, de-

ren A
der H
guten
wir
treten
so ich
der P

D
terun
straf
Rech
entsch
dem I
tische
reits
stehen
sentan
beigel
den G
hin,
Morg
in fol

Gr
Die
genüß
Ausb
nomm
viele
ten fi
Die
Abent
Al
wächt
Ecken
häufe
eine g
und fl
hin, v
Sard
man
welch
oder t
ein lie
De
nen n
den T

No

ren Ausgang wir getroßt dem allmächtigen Herrn der Heerschaaren anheimstellen, welcher gewiß dem guten Rechte den Sieg verleiht. Mit Gott wollen wir Thaten thun. Er wird unsere Feinde untertreten. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Also sagt der Psalmdichter.

Ohne großer Propheet zu sein, denn seine Witzterungsangaben haben ihn schon oft Lügen gestraft, hat der Bote da oben am Johannisstag das Rechte getroffen, als er sagte: Eine große und entscheidende Schlacht steht bevor. Denn eben in dem Augenblicke da er solches an seinem Botensitze vor dem Frühstück schrieb, donnerten bereits die Kanonen, und die einander gegenüberstehenden Kriegsheere begannen den blutigen Waffentanz, dem der Name Schlacht von Solferino beigelegt worden, und wozu die Nachricht, an den Eisendrahtfäden des elektrischen Telegraphs hin, bereits am folgenden Tage, den 25. Juni, Morgens um 10 Uhr, zu Straßburg anlangte, in folgenden kurzen aber inhaltschweren Worten:

Der Kaiser an die Kaiserin.

Cavriana, den 24. Juni 1859, um 9 Uhr
15 Minuten Abends.

Große Schlacht und großer Sieg!

Die ganze österrreichische Armee stand uns gegenüber. Die Schlachtlinte hatte fünf Stunden Ausdehnung. Wir haben alle Stellungen weggenommen, viele Kanonen und Fahnen erobert und viele Gefangene gemacht. Die andern Einzelheiten sind für den Augenblick unmöglich.

Die Schlacht hat von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gedauert.

Also lautete die Depesche. Straßburgs Münsterwächter pflanzten die Siegesfahnen an den vier Ecken des Thurmes auf, und nur wenige Bürgerhäuser blieben ungeschmückt damit. Abends gab's eine glänzende Beleuchtung, und die schimmernde und stimmernde Münsterpyramide verkündete weit hin, vom Wasgau zum Schwarzwald, der Franco-Sarden neuen Triumph. Wie gespannt harrete man jetzt wieder der näheren Angaben, und mit welcher Angst und Sorge sahen diejenigen froher oder trauriger Botschaft entgegen, welche irgend ein liebes Haupt beim Heere hatten!

Der allgemeinen Ungeduld zu langsam, erschienen nach und nach folgende Nachrichten, durch den Telegraph, vom Kaiser an die Kaiserin:

Cavriana, den 25. Juni, um 1 Uhr
Nachmittags.

Noch ist es unmöglich bestimmte Angaben über

die gestrige Schlacht zu erhalten. Der Feind zog sich während der Nacht zurück, die ich in dem nämlichen Zimmer zubrachte, welches der Kaiser von Oesterreich am Morgen des Schlachttags inne gehabt. Der General Niel ist Marschall von Frankreich ernannt worden.

Eine andere Depesche, aus Turin vom 26. Juni datirt, meldete, daß der Kaiser von Oesterreich in eigener Person sein Heer während der Schlacht von Solferino befehligt, und daß die verbündeten Truppen dreißig Kanonen und mehrere Fahnen erobert und an sechstausend Gefangene gemacht, wie auch, daß die Oesterreicher sich wieder über den Minciofluß zurückgezogen, dessen Uebergang sie der französisch-piemontesischen Armee gar nicht freitrag zu machen suchten.

Der erste, wenige Tage vor der Schlacht bewerkstelligte Rückzug der Oesterreicher über diesen Fluß, der aus dem Gardasee strömt, war eine Kriegslüge. Sie wollten dadurch die beiden Monarchen, Napoleon und Victor Emanuel, sicher machen und zu unüberlegtem Vorwärtsrücken verlocken in weit ausgedehnten, abgesonderten Heerhaufen, die sie dann theilweise mit Macht angegriffen hätten. Napoleon ging aber nicht in die Falle, und mit der hohen und klugen Umsicht, die er schon oft bewiesen, schaarte er die französischen und piemontesischen Truppen, je mehr sie vorrückten, immer dichter zusammen, um gleich zum Kampfe bereit zu sein und einem auch an Zahl überlegenen Feinde die Stirne bieten zu können.

Den ganzen, umständlichen Bericht über die blutige Schlacht von Solferino seinen geneigten Lesern vor Augen zu stellen, würde den Boten allzutief in die Schrift führen, und er hält's daher für rathamer, es nur bei einigen einzelnen Angaben bewenden zu lassen; zudem wird ja das große Kalenderbild, der Pariser Illustration entlehnt, seiner Beschreibung recht anschaulich nachhelfen.

Zwischen den beiden Flüssen, der Ebiese und dem Mincio, fand die taglange Schlacht statt, bei welcher zwei befehdete Kaiser das Obercommando über die streitenden Heere führten. In der Nacht vom 23ten zum 24. Juni kam Napoleon erst die Nachricht zu, daß die Oesterreicher den Mincio wieder überschritten und zum Angriffe der Verbündeten heranzögen. Eine Schlacht war daher unvermeidlich, und der Kaiser gab sofort den Befehlshabern der verschiedenen Armeekorps die nöthigen Anweisungen. Bei Solferino, San Castano und Cavriana hatten die Oesterreicher hochgelegene Stellungen eingenommen, aus denen sie wieder vertrieben werden mußten, es koste was es wolle. Ihr linker Heeresflügel breitete sich in der

Ebene; zwischen den Dörfchen Volta, Guibizolo und Medole aus, und hatte nichts weniger im Sinn, als den rechten Flügel der französischen Armee zu umgeben und vom Centrum abzuschneiden. Sie hatten aber ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn auf so leichte Art lassen sich die Franzosen nicht fangen; auch sie waren schon auf den Weinen und unter den Waffen in früher Morgenstunde, und begrüßten ihre Feinde mit Flintengekrach und Kanonengedonner. Bald ging's jetzt auf allen Seiten los. Bereits um fünf Uhr nahm der Marschall Baraguay-d'Hilliers mit dem ersten Armeekorps, nach hartnäckigem und blutigem Kampfe, die Anhöhen von Solferino's und das Dorf selbst weg, während der Marschall MacMahon mit dem zweiten Armeekorps, das rechts in der Ebene seinen Stand hatte, zum vierten stieß, von General Niel befehligt, und gegen das Dorf Medole vorrückte.

Auch heute hatte der Kaiser Napoleon den Oberbefehl über die ganze Armee sich vorbehalten, und schreckte selbst vor der augenschrecklichsten Gefahr nicht zurück. Er hielt sich mit seinem Generalstabe muthvoll inmitten des schrecklichsten Feuer's, und gab Befehl, die Infanterie und die Artillerie seiner Garde gegen die Anhöhen von San Cassano zu führen, um den wohlverschanzten Feind hinunter zu treiben. Sodann ließ er, zur Verstärkung des etwas bedrohten rechten Flügels des zweiten Armeekorps, die ganze Garde-Kavallerie vorwärts ziehen, wie auch die beiden Kavallerie-Divisionen des ersten und dritten Korps, um die Lücke zu besetzen, die sich zwischen dem zweiten und vierten Korps gebildet.

Marschall Canrobert erhielt den Auftrag, die Bewegungen der Oesterreicher zu überwachen, welcher man von der Seite der Festung Mantua her gewärtig zu sein hatte.

Nun ging's überall los mit Schießen und Hauen und Stechen auf der ganzen fünf Stunden langen Schlachtlinie. Zur Ehre der Oesterreicher muß ihnen das Lob ertheilt werden, daß sie sich muthig und standhaft geschlagen; auch sie spornte dieses Mal die Gegenwart ihres Kaisers an, und mehr denn Eine feste Stellung, von der sie vertrieben worden, griffen sie gleich darauf selbst wieder an und eroberten sie nach verzweifelter Anstrengung, mußten aber endlich dennoch ihre Wiedereroberung mit dem Rücken ansehen und ihren siegreichen Gegnern überlassen.

Die Schlacht von Solferino dauerte den ganzen langen und heißen Johannisstag. Langsam, in gehaltener Ordnung, rückten die Franzosen immer weiter voran, und waren gegen Abend Meister aller Anhöhen und festen Stellungen, und das

österreichische Heer erhielt den nothgedrungenen Befehl zum Rückzug, der, wie die Berichte vom Kriegsschauplatz melden, durch den Ausbruch eines furchtbaren Gewitters begünstigt wurde, das eine ganze Stunde lang, von fünf bis sechs Uhr, anhielt, von Regen und Hagel begleitet. Dieses schwere Wetter, das dem Blutvergießen ein Ende machte, mag großartig und ergreifend gewesen sein! Mitten unter dem Donner der Kanonen, dem Gejammer und Todesröcheln der Verwundeten und Sterbenden, ließ auch der Allgewaltige droben im Himmel Seine Stimme vernehmen, Er, unser Herrgott, der unumschränkt waltet auf Seinem ewigen Throne, der allein siset im Regiment und nach Seinem Willen das Schicksal der Länder und Völker leitet und lenket!...

Also begrüßte der Abend des heißen Schlacht-tages die Franzosen und Piemontesen als Sieger; allein mit schweren Opfern war dieser Sieg erkauft worden, und Ströme edlen Blutes waren geflossen. Es fällt dem Boten allzuschmerzlich die vielen Tausende von Todten und Verwundeten aufzuzählen von beiden Seiten; der geneigte Leser möge ihm diese traurige Aufgabe erlassen, da ja doch die Zeitungen genugsam davon Meldung gethan. Die neuerfundnen französischen Kanonen, unter dem Namen gezo gene bekannt, haben schreckliche Verheerungen in den feindlichen Reihen hervor gebracht. Die Geschosse dieser Kanonen, die an zwanzig Kugeln enthalten, schmetterten die Oesterreicher tausendweise nieder, und dazu noch in einer Entfernung, aus der die österreichischen Kugeln die Franzosen nicht erreichen konnten. Diesen furchtbaren Zerstörungswerkzeugen erkennt man die gute Eigenschaft an, daß, eben weil sie so vernichtend wirken, kein Krieg mehr lange währen könne. Das gebe Gott!...

Könnte der Bote, so wie er jetzt seinem allgemeinen Ueberblick der Kriegsbegebenheiten ein Ende machen will, auch den Krieg selbst mit einem Federstrich beendigen, so würde er solches gewiß von Herzen gern thun, allein so weit reicht nicht die beschränkte Macht eines bescheidenen Kalendermanns.

Nachschrift. — Und siehe, des Boten Wunsch ging weit früher in Erfüllung, als er zu hoffen gewagt, und mit ihm noch viele Tausende. Ja wohl, bei Gott ist kein Ding un möglich! Er hat die Herzen der kriegsführenden Monarchen weich und milde gestimmt, und wenige Tage nach der heißen und blutigen Schlacht von Solferino schon Friedensgedanken darin lassen Einzug halten. Am 7. Juli kam's vorerst zu einem Waffenstillstande zwischen den feindlich sich gegenüberstehenden Heeren, was viele schon als einen Hoff-

nungskraft baldigen Friedens anstehen. Wie's verlautete, soll dieser Waffenstillstand in Folge eines eigenhändigen Briefes unseres Kaisers an Franz Joseph geschlossen worden sein.

Bereits am 12. Juli lief die telegraphische Nachricht in Frankreich ein, daß die Kaiser Napoleon und Franz Joseph gestern, Montag, den 11ten, zu Villafranca den Frieden unter sich geschlossen. Diese Nachricht lautete wie folgt, und war aus Baleggio, Napoleons Hauptquartier, datirt:

Der Kaiser an die Kaiserin.

Der Friede wurde zwischen dem Kaiser von Oesterreich und mir unterschrieben.

Des Friedens Grundlagen sind:

Italienische Bundesgenossenschaft, unter der Ehrenpräsidentschaft des Papstes.

Der Kaiser von Oesterreich tritt seine Rechte auf die Lombardien an den Kaiser der Franzosen ab, der solche dem König von Sardinien übergibt.

Der Kaiser von Oesterreich bleibt im Besitze des Venetianischen Gebiets, das aber ein Ganzes bildet mit der italienischen Conföderation.

Generalsparolen.

So wie der vorübergehende Waffenstillstand, wurde auch dieser Frieden auf Kaiser Napoleons Antrag geschlossen. Der Kaiser von Oesterreich, der es zur Genüge eingesehen, mit welchem Feind er's zu thun hatte, leistete mit großer Bereitwilligkeit Napoleons Antrag Folge, und das Städtchen Villafranca, zwischen Beschiera und Verona gelegen, wurde zum Orte der Zusammenkunft und der Besprechung bestimmt. Beide Kaiser, von einem glänzenden Gefolge begleitet, begrüßten sich freundlich und händedrückend auf offener Heerstraße, ritten nebeneinander in das Städtchen ein und stiegen vor dem Hause ab in welchem ein Zimmer bereitet worden für ihre geheime Zwiesprache. Was dort gethan und gesprochen worden, hat kein fremdes, sterbliches Auge gesehen, kein fremdes, sterbliches Ohr gehört; solches konnte nur Gott allein, der auch in das Verborgene sieht und der Menschen geheimste Gedanken kennt.

Fast zwei Stunden dauerte die geheime kaiserliche Verhandlung, aus welcher der Friede glücklich hervorging, der gar verschiedenartig beurtheilt und aufgenommen worden. Manchem schien das Ergebniß des blutigen Krieges, der mit so viel Heldennuth errungenen Siege, nicht vortheilhaft und glänzend genug; Andere hingegen nahmen dankbar den Frieden an aus Gottes Vaterhand, und waren fest überzeugt, der Kaiser Napoleon müsse seine guten und gewichtigen Gründe

gehabt haben, um so schnell und unerwartet, inmitten seines Siegeslaufes, den Frieden zu wünschen und zu schließen.

Die Proklamation, welche Napoleon bereits am folgenden Tage, aus seinem Hauptquartier in Baleggio, an seine siegreiche Armee richtete, bezeichnet diese Gründe mit wenigen Worten. Es heißt darin: „Wir halten nur darum in unserm Siegeslaufe still, weil der Kampf zu Verhättnissen anzuwachsen drohte, die keinen Bezug mehr hatten mit dem Nutzen, welcher Frankreich zu diesem furchtbaren Kriege gerufen.“

Bald nach dieser Proklamation verließen Kaiser Napoleon und König Victor Emanuel die verbündeten Heere, und reisten über Mailand in ihre Residenzen zurück. Am 15. Juli kamen sie zusammen in Turin, der Hauptstadt Piemonts an; von dort setzte Napoleon seine Reise nach St. Cloud, dem Sommerhoffe bei Paris, fort, woselbst er bereits am Sonntag Morgen, den 17ten, glücklich anlangte, und Gattin und Söhnlein in seine Arme schloß, nach kurzer aber gefahrvoller Trennung.

Auch unsere siegreichen Truppen schickten sich gegenwärtig, Ende Julis, zur Heimkehr nach Frankreich an, und ein großer Theil derselben soll, mit dem Kaiser und seiner Garde voran, am 14. August, dem Tage vor dem Napoleonsfeste, Einzug halten in Paris, unter des Volkes freudigem Jubelgruß.

Der zwischen den beiden Kaisern in geheimer Zusammenkunft geschlossene Frieden, dessen Punkte zu Zürich, in der Schweiz, durch die Bevollmächtigten Frankreichs, Oesterreichs und Piemonts festgestellt werden, möge nun, mit Gottes gnädiger Hilfe, reichliche Früchte tragen zum Glück und Heil der Völker, damit das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut zum bleibenden Segen gereiche! Mit diesem aufrichtigen Wunsch und Gebet schließt ernstlich der Bote seinen langen Kriegsbericht. Der Herr mög's versehen!

Mutterliebe, in zwei Scenen.

(Erste Scene, im Zuchtpolizeigericht zu Paris.)

Ein guter Freund des Boten, der drüben in Afrika, in der Stadt Blidah, seinen Sitz aufgeschlagen, hat ihm, auf seine Bitte hin, etwas für den Kalender geschickt, das nachstehend dem geneigten Leser mitgetheilt wird. Es handelt sich darin von der Mutterliebe, und zeigt in ergreifender Zusammenstellung zweier wahren Bege-

benheiten, daß sogar ein wildes Thier größere Liebe und Aufopferung als Mutter bewiesen hat denn ein mit Vernunft begabtes gottloses Weib, das unwürdig ist des schönen Namens Mutter.

„Von dem Beitrage, den ich Dir bis aus Afrika für Deinen Kalender schicke“, schreibt der witzige gute Freund dem Boten, „wird wenigstens Niemand sagen können, daß er nicht weit her ist.“ Mit dieser Meinung ist der Bote ganz einverstanden. Feßt zur Sache:

Vor einigen Monaten trat in der Nacht ein junges Mädchen, Marie, in einen Polizeiposten ein, mit der Bitte man möchte sie aufnehmen, indem sie weder Zufluchtsstätte noch Mittel zum Lebensunterhalt habe. Tags darauf erschien Marie vor dem Zuchtpolizeigericht, 6te Kammer, als der Landstreicherei beschuldigt.

Auf die an sie gerichteten Fragen antwortet sie, daß ihre Mutter in zweiter Ehe mit einem Schreinerarbeiter, Martonneau, verheirathet sei, welcher ihr durch seine Strenge und seine Mißhandlungen den Aufenthalt im mütterlichen Hause unmöglich gemacht; desgleichen ertheilte ihr die Mutter, statt der Liebe, Pflicht und Schutz, dieselbe schlechte Behandlung wie ihr Stiefvater. In letzter Zeit war sie Kindsmädchen bei einer Herrschaft, welche aber bald darauf Paris verließ um nach Carcaffonne zu ziehen, so daß sie sich wieder ohne Auskommen befand. Nachdem sie alle ihre Hilfsquellen erschöpft hatte und sie sich fürchtete zu ihrer Mutter zurückzukehren, entschloß sie sich an einem Polizeibureau um eine Zufluchtsstätte anzuklopfen.

Marion's Mutter, eine kleine magere Frau, mit einem Blick voll Galle, wird als civilverantwortlich, vor die Schranken gerufen.

Hr. Präsident: Ihr kommt um eure Tochter zurückzufordern?

Die Mutter in trockenem Tone: Im Gegentheil, mein Herr, es soll mich freuen wenn sie in's Zuchthaus geschickt wird. Ich besorge die kleinen Haushaltungen und kann meine Tochter nicht ernähren.

Hr. Präsident: Dies solltet ihr eben thun; unter allen Umständen seid ihr eurer Tochter Schutz und Hilfe schuldig, insonderheit da sie kein schlechtes Betragen führt und sich eurer Liebe nicht unwürdig gemacht hat. Ihr habt gehört was sie aussagt; seitdem ihr eurem Kinde einen Stiefvater gegeben, hat dasselbe keine Mutter mehr, sondern nur einen Tyrannen; ihr sollt nicht mehr so lieblos gegen es sein, dies ist eure Mutterpflicht und der Gerichtshof ersucht euch dieselbe zu erfüllen.

Die Mutter: Nein, wie gesagt, ich wünsche daß Marie in's Zuchthaus gebracht werde; in ihrem Alter kann sie ihr Brod verdienen. (Marie zerfließt in Thränen.)

Hr. Präsident: Wollt ihr eure Tochter zurückfordern oder nicht?

Die Mutter brummt einige Worte, die man nicht hört, aber der Ton ihrer Stimme, ihre Gebärde und ihr Blick drücken deutlich aus, daß sie in ihrer schlechten Gesinnung verharret.

Der Hr. Präsident wiederholt seine Frage.

Sie antwortet mit einer Geberde der Ungebuld: Nun und nimmermehr, die Sache ist ausgemacht, ich wünsche daß Marie gezüchtigt werde.

Hr. Präsident: Ihr seid eine schändliche Mutter, geht weg von hier! Wache, führt diese Frau fort.

Ein Wachesoldat begleitet die Frau zum Gerichtssaale hinaus inmitten des Murrens der Zuhörerschaft.

Hr. Präsident: Die öffentliche Anklage hat das Wort.

Der kaiserliche Procurator: Wir bedauern die Weigerung dieser schlechten Mutter um so mehr, indem dieser Prozeß am natürlichsten ausgegangen wäre, wenn die Mutter ihre Tochter wieder zu sich genommen hätte. Das Vergehen scheint uns nicht als gesetzlich fest aufgestellt und ich verlasse mich ganz auf die weise Einsicht des Gerichtshofes.

Der Hr. Präsident zum Gerichtschreiber: Wir wollen in acht Tagen sehen was in der Sache zu thun ist. Wir wollen dem jungen Mädchen eine andere Mutter suchen, denn diese ist dieses Namens unwürdig.

(Zweite Scene, im nördlichen Polarmeere.)

Ein Reisender, Scoresby, der die Eismeeer des höchsten Nordens besucht, erzählt Folgendes:

„Eines Tags gewahrte ein Quartierwächter in der Nähe des Schiffes eine weiße Bärin mit zwei jungen Bären. Der Kapitän gab alsobald Befehl einen Kahn in's Meer zu lassen und die Flinten sammt den Schlachtmessern an Bord bereit zu halten. Mehrere Reisende bestiegen den Kahn. Kaum war dieser eine kleine Strecke vom Schiffe entfernt, war ich Zeuge eines rührenden Auftritts. Beim Herannahen der Jäger stieß die Mutter ein herzdurchbohrendes Schmerzengeschirei aus und umschlang die Jungen mit ihren Vordertagen, sie blickte bald das eine bald das andere an inmitten ihres kläglichem Heulens.“

Als der Kahn ihr näher kam, setzte sie die Jungen auf ihren Rücken, tauchte unter, kam erst in

einer bedeutenden Entfernung wieder in die Höhe und flüchtete sich kraftlos auf das Eis. Solches wiederholte sie mehrere Male, so daß die Jäger, von Mitleid gerührt, zum Schiffe zurückkehrten ohne einen Schuß zu thun. Die arme Bärin jedoch, noch nicht ganz beruhigt, zog sich auf einen einsamen Eiseschemel zurück und umschlang auf's Neue ihre Zungen mit der größten Zärtlichkeit und unter schmerzhaftem Weheklagen.

Eine Viertelstunde später machte ein anderer Trupp Reisender, welche ein weniger gefühlvolles Herz hatten als die ersten, Jagd auf die Bärin. Beim Anblick der drohenden Gefahr setzte die zärtliche Mutter die Zungen abermals auf ihren Rücken, tauchte unter und flüchtete von einem Eiseschemel zum andern. Nachdem die Jäger sich auf Tragweite dem Thiere genähert hatten, schossen sie allesammt und zu gleicher Zeit los, die Bärin erhielt eine Kugel in die Brust; ihre Zungen aber blieben unversehrt unter den schützenden Lagen der Mutter, welche, obgleich tödtlich verwundet, alle ihre Kraft zusammenraffte, um ihre Kinder an ihr Herz zu drücken; es schien als ob die Bande, welche Mutter und Junge umschlangen, nicht zerreißen sollten! Von Zeit zu Zeit erhob die Bärin ihr Klagegeschrei wieder und blickte bald das eine bald das andere ihrer Zungen schmerzhaft an. Ihr Wehegeschrei aber ward nach und nach immer schwächer. Das Blut entquoll rasch ihrer Wunde, ihre Lenden schwellen auf, ihre Zungen wurden wirre. Da wandte sie ein letztes Mal die starren Blicke auf die Zungen hin, stieß ein krampfhaft, winselndes Geheul aus, senkte den Kopf und war dahin.

Es war hierauf ein Leichtes sich der Zungen zu bemächtigen, aber unmöglich dieselben vom Körper der Mutter loszureißen; sie wichen nicht um die Breite eines Haares, als man dieselbe an Bord zog. Der Balg ward in den für die jungen Bären bereiteten Käfig gelegt, und als sich diese alleine fühlten, huben sie ein gräßliches Geheul an. Wollte jemand den Balg antasten, auf welchem sie den Kopf liegen hatten, so brüllten sie gewaltig und schienen aufgeregter als gewöhnlich. Sie wurden beide nach England gebracht und zu einem sehr hohen Preise verkauft.

Breites Gewissen.

Ein Mädchen bekannte im Beichtstuhl, daß sie neulich in einem Laden, zwischen Tag und Licht, ein Stück Leinwand gestohlen hätte. „Ei, das war aber doch zu grob“, sagte der Pfarrer ver-

weisend. — „Ja freilich, Herr Pfarrer“, antwortete betrübt die junge Sünderin, „jezt weiß ich es wohl, denn meine Mutter hat mich genug ausgescholten, weil ich das grobe Stück genommen und das feine liegen gelassen hatte; allein es ist meine Schuld nicht, denn es war schon ziemlich finster.“

Milde Schonung.

Der Eigentümer eines Landguts kam von einem ermüdenden Spaziergange zurück und erblickte von weitem, auf einem Aepfelbaum seines Obstgartens einen Mann, der ungesehen Aepfel zu stehlen glaubte. Trotz seiner Müdigkeit kehrte der gute Herr wieder um, und machte noch eine halbe Stunde Wegs, damit er von der entgegengesetzten Seite nach Hause gelange, denn, sagte er zu seiner Frau, wenn der diebische Mann mich erblickt hätte, so wäre er gewiß vor lauter Schrecken vom Baume gefallen und hätte sich dadurch tödtlich verletzen können. Wegen einiger Aepfel wollte ich nicht mein Gewissen mit dem Tod eines Menschen beschweren!

Malergenie.

Kommt ein Deutscher bescheiden zu Fuß nach Straßburg gezogen, die schöne Rheinstraße von Kehl herüber und verweilt er einen Augenblick am Eingange des Friedhofs Sankt-Urban, schlechweg Kurmaau genannt, so mag er sich beim Lesen der Inschrift an einem der steinernen Thürpfiler einen sonderbaren Begriff machen von der Gelehrsamkeit der Straßburger Maler und Anstreicher. Jedermannlich kann dort, in schönen schwarzen Buchstaben auf verfarbenem Grunde, nachstehendes Geniestück herausbuchstabiren:

Verbot die Denkmähler und Anpflanzungen des Kirchhofes zu beschädigen.

Ist dies nicht ein künstlerisches Sylbenabbrechen des Wortes Anpflanzung?

Geringer Verlust.

In einer vornehmen Gesellschaft war die Rede von der Seelenwanderung, an welche die Heiden, namentlich die Indier, glauben. Ein reicher Finanzmann will Witig machen und sagt daher lächelnd: „Es muß etwas Wahres an dieser heidnischen Lehre sein, denn ich erinnere mich ganz gut an die Zeit da ich noch das goldene Kalb gewesen!“ — „Dann haben Sie bis jetzt nur die Vergoldung abgestreift“, entgegnete spöttisch einer der anwesenden Herren.

Die Fahrt mit der Citadine.

Neulich wollte ein Straßburger Kaufherr, wegen Handelsgeschäften, so schnell als möglich nach Bischweiler reisen. Der Bote weiß nicht ob, wie der weltberühmte Musiker Rossini, der Kaufherr auch einen Widerwillen gegen die Eisenbahnen hat, und um keinen Preis darauf fahren möchte, oder ob gerade kein Eisenbahnzug abzufahren hatte, kurzum, so viel ist gewiß, der Kaufmann trat an eine der am Parade- oder Kleberplatz haltenden Citadinen, und fragte den Kutscher: „Könnt Ihr mich in anderthalb Stunden nach Bischweiler fahren?“

„Des is e Kleenigkeit!“ meinte der Kutscher, ein geborener Pfälzer oder, wie sie in der Pfalz drunten sagen, e Pälzer — „des soll gleich geschehen sein.“

Der Herr sitzt ein, der Kutscher steigt auf den Bock, nimmt die Peitsche in die Hand und ruft: „Allez, jüh!“

Das Pferd schlägt einen guten Trab an, die Großkirchgasse hinauf. Allein in der Blauwolkengasse geht's schon langsamer, trotz des lauten Allez und eines Peitschenflickers. In der Steinstraße wird das Ding noch ärger, und der Gaul zieht nur mit langsamen Schritten vorwärts. Wenn der Kutscher ihm einen derben Hieb versetzt, so bäumt es sich oder will hinten 'naus schlagen, und ist weder mit Liebe noch mit Gewalt aus dem Schritt zu bringen.

Der Herr in der Citadine wird ungeduldig, denn wenn das Ding so fortgeht, kommt er heute nicht mehr nach Bischweiler. Er will den Kutscher halten machen und aussteigen, um sich ein schnelleres Fuhrwerk aufzusuchen, doch der Pfälzer bittet ihn sich noch einige Augenblicke zu gedulden, er soll schon sehen, daß sie um die bestimmte Zeit an Ort und Stelle sein werden. „Sobald m'r de Gottesacker draußen im Rücken have“, sagt er, „so laaft mein Verd wie e Lokomotif; das Teuwelshvieh meent halt jetzt 's Fahrt widder mit 're Leech!“ — Und der Kutscher hatte Recht. Von St.-Helenen oder Gutleuten an, ging's wie eine Kugel aus dem Kofyr, und Bischweiler wurde in anderthalb Stunden erreicht.

Der Bäcker und der Landjäger.

Ein Bäckermeister aus Neustadt an der Hardt, in Rheinbayern, dem's seine Vermögensumstände wohl erlaubten die Backstube und den Backofen auf einige Tage zu verlassen, machte einmal eine kleine Lustreise nach Mannheim, Heidelberg und Frankfurt, und wollte über Mainz

und Worms wieder nach Hause reisen. Am Zollamt bei Ludwigshafen, wo's über den Rheinstrom geht, mußte er halten, und der Landjäger trat mit wichtiger Amtsmiene vor ihn und fragte: „Wie ist Ihr Name?“ — „Fritz Wendelmann“, war des Bäckers Antwort. „Ihr Wohnort?“ — „Neustadt an der Hardt.“ — „Was haben Sie für einen Charakter?“ Das sollte nämlich, amtsgemäß gesprochen, heißen: Welchen Stand haben Sie? Unser guter und ehrlicher Bäcker begriff aber diese gelehrte Sprache falsch und antwortete ganz aufrichtig: „Hitzig, aber gleich wieder gut.“

Der Landjäger meinte, der Reisende wolle ihn zum Besten haben und pläzte zornig heraus: „Herr, Sie sind ein Flegel!“

Ruhig entgegnete der Bäcker: „Nu, wenn Sie wissen was ich bin, warum fragen Sie mich?“

„Alle Donnerwetter!“ brauste der Polizeimann auf, „ich will und muß wissen, was Sie für ein Geschäft haben!“

„Jetzt fragen Sie doch verständlich“, meinte Wendelmann lächelnd, „und es sei Ihnen kund und zu wissen gethan, daß ich ein ganz gemeiner Bäckermeister aus Neustadt bin. Nun werden Sie mich doch ruhig passieren lassen!“

Das Weinmückchen.

In einem bekannten elsässischen Weinorte hat sich einmal ein sonderbares Stücklein zugetragen. Einige muthwillige junge Leute trieben im Wirthshause Kurzweil mit dem dummen Hans, der, trotz seines beschränkten Kopfes, trinken konnte wie ein Bürstenbinder, und dem's ein Kinderspiel war, eine ganze Maas Wein auszutrinken, ohne abzusetzen. Da's dem Hans aber im Beutel ziemlich knapp ausah, so bekam er meistens nur geschenkten Wein zu trinken, und besonders wenn er sein Kunststück mit dem Maasfruge zum Besten geben sollte. So geschah's auch an jenem tollen Abend. Die muthwilligen Bursche ließen durch den Wirth ein Maas Wein in einen steinernen Krug mit weitem Bauch und engem Hals schütten, und der tollste unter ihnen holte aus dem Stall einen großen Rospfäfer, den er, vom dummen Saufhans unbemerkt, in den Krug warf, worauf er heimlich seine Genossen in Kenntniß davon setzte.

Nun machte sich der Hans mit getroffenem Muth und durstiger Kehle an sein Kunststück, ergriff den Krug mit beiden Händen, setzte an und begann herzhast zu schlucken. Nach zehn oder zwölf tüchtigen Schlücken bemerkten die Umstehenden, daß ihm der Rospfäfer in's Maul müsse gerutscht

sein, doch der Hans setzte trotz dem den Krug nicht ab, sondern würgte den unverhofften Bissen ohne weiteres den Hals hinunter und trank fort bis der Krug vollends leer war.

„Hat's geschmeckt, Hans?“ so fragte man jetzt von allen Seiten; „war der Wein gut?“ — „Vortrefflich!“ bejahete schmunzelnd der Glückliche, „nur hab' ich gespürt, daß mir ein kleines Weinmüchel damit den Hals hinunterrutschte. 'S hat aber nichts zu bedeuten!“

Die barmherzige Samariterin.

(Mit einer Abbildung.)

I. Im Omnibus.

In dem Gewühl und Getreibe der großen Einwohnerzahl von Paris ereignen sich manchmal seltsame Begebenheiten; man kann oft jahrelang in einem Hause wohnen, und doch nicht alle Miethleute desselben kennen lernen. Nichtsdestoweniger bestärkt sich aber das Sprüchwort: „Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen.“ Folgende Geschichte bietet einen schlagenden Beweis hiezu.

Es mögen jetzt ungefähr etliche zwanzig Jahre her seyn, da fuhr, an einem unfreundlichen, naßkalten Wintertage, langsam und mühsam ein Omnibus die Straße von La Harpe, zu Paris, hinauf; der geräumige Wagen enthielt bloß noch einen unbefetzten Platz. Ein altes runzliges Weib, in schmutzigen und zerrissenen Kleidern, ruft den Kutscher mit kreischender Stimme an, und begehrt einzusitzen. Der Wagen hält, der Schlag wird aufgeschloffen, der Tritt herabgelassen, und die häßliche und widerliche Alte drängt sich in die gemischte Gesellschaft ein. Dies geschah nicht ohne großen Uebelstand und unzufriedenes Murren von Seiten der schon enge genug zusammensitzenden Fahrgenossen; zudem wurden die Bewegungen der Alten durch ein kleines Kind gehemmt, das sie unter ihrem zerfetzten Halstruche vor der Kälte zu schützen versuchte. Eine freundliche, sitzsam und bescheiden gekleidete Jungfrau der Wagengesellschaft bemerkte die Noth und Verlegenheit der alten Frau, und kam ihr gutmüthig zu Hilfe, indem sie ihr das Kindlein zärtlich abnahm und auf ihren Schoos bettete. Man hätte meinen sollen, daß Kind erkenne die Wohlthat, denn lieblich lächelte es die unbekannte Jungfrau an.

Das alte Weib hatte nunmehr seinen Platz gefunden, und das unzufriedene Murren im Wagen, der seinen Weg fortsetzte, legte sich. Da wollte die Alte das Kind, ein ungefähr sechsmonatliches

Mägdlein, wieder zu sich nehmen, und streckte die dünnen Knochenhände nach ihm aus, gleich einem Raubvogel der mit den gefährlichen Klauen seine Beute zu haften strebt. Aber die Kleine fing schrecklich an zu weinen, und klammerte sich mit ihren Händchen an dem Kleide der freundlichen Jungfrau fest.

„Laßt mir das Kind noch einige Augenblicke“, bat diese die Alte, „es wird schon wieder ruhig und stille werden.“ Und sie begann mit dem Mägdlein zu spielen, streichelte ihm Wangen und Kinn, sah es mit so lieben, seelenvollen Augen an, daß es wirklich zu schreien aufhörte, und unter den noch quellenden Thränen hervor seine Wohlthäterin anlächelte.

Diese plötzliche Vorliebe des Kindes für die ihm gänzlich unbekanntere Jungfrau, war in der That höchst auffallend, obgleich das widerliche Gesicht der schmutzigen Alten natürlich abstoßen mußte, und die Sache dadurch leicht erklärlich wurde. Die Blicke der Anwesenden ruhten mit Wohlgefallen auf der sitzamen Jungfrau, die etwa zwanzig Jahre zählte, dem Anscheine nach der Arbeiterklasse zugehörte, und deren sonst freundliche und regelmäßige Gesichtszüge bloß durch einen kleinen rothen Flecken, ein sogenanntes Muttermal, in etwas entstellt waren.

Der Omnibus war unterdessen immer vorwärts gefahren, zwar langsam nur, weil's bergaufwärts ging, wie dies in den meisten Straßen von Paris, die an dem linken Ufer der Seine sich befinden, der Fall ist. Als der Wagen endlich auf ebener Straße dahinrollte, rief der hintersitzende Aufseher, mit lauter Stimme, die Namen der öffentlichen Gebäude und Plätze hinein, damit die darin Sitzenden aussteigen konnten, wenn sie an dem Orte waren, wohin sie zu fahren wünschten. So hieß es bald: Platz der Sternwarte! bald: Boulevard Montparnass! endlich auch: la Maternité, zu deutsch: Spital für arme Wöchnerinnen und Säuglinge und verlassene Kinder.

„Hier muß ich aussteigen!“ schrie gellend das alte Weib; „Kutscher, haltet an!“ Zu gleicher Zeit wollte sie das kleine Mädchen feiner lieben, augenblicklichen Wärterin wieder abnehmen, allein das Kind wendete sich weinend und mit dem höchsten Widerwillen von ihr weg, und klammerte sich fest mit seinen Armechen an der Jungfrau Hals an. Diese merkte gleich, um was sich's hier handle, und mit Witzgeschnelle fuhr ihr ein edelmüthiger Gedanke durch die weiche Seele.

„Frau,“ sagte sie, „wie's scheint, wollt Ihr das Kind in's Findelhaus tragen? Das ist recht unbarmherzig!“



Die barmherzige Samariterin.

„Ei, ja doch!“ entgegnete die Alte ganz ruhig und theilnahmlos; „was kann ich dafür? das Kind geht mich von Haut und Haaren nichts an; ich bin Commissionenmacherin, und thue für's Geld alles was man mir aufträgt. Das ist mir eine Commission wie jede andere!“

„Nun denn, so laßt mir die liebe Kleine“ bat die Jungfrau, „sie soll recht gut bei mir versorgt seyn!“

„Behaltet die Schreierin so lang Ihr wollt!“ meinte das Weib mit höllischem Lachen; „wenn ich mir den Auftrag nur vom Hals geschafft habe, so ist mir's am Ende gleichviel, wo das Kind erzogen wird.“

Nach diesen unmenschlichen Worten stieg das alte Weib aus und machte sich schnell aus dem Staube; sie hatte nun den Auftrag unbarmherziger und gefühlloser Eltern besorgt, und brauchte dem Verwalter des Findelhauses nicht Rede und Antwort zu stehen. Das Murren und die Verwünschungen der Wagensgesellschaft folgten ihr nach, indeß manch zufriedener und billiger Blick stillschweigend der Jungfrau christliche Handlung belohnte.

„Was Sie hier thun, mein liebes Fräulein,“ sagte ein etwa dreißigjähriger, im Omnibus sitzender Herr, mit wohlwollender Miene, „ist edel und großmüthig, zumal da Sie, allein Anschein nach, auch nur von Ihrer Hände Arbeit leben müssen! Sollten Sie aber je einmal in Geldverlegenheit dadurch gerathen, so wenden Sie sich nur getroßt an mich, und mit Freuden werde ich aushelfen!“ — Und der also sprechende Herr nahm aus seiner Briestafche eine Adresskarte hervor und reichte sie der ob ihrer Bescheerung übergelücklichen Jungfrau dar, die sie gedankenlos in Empfang nahm und in die Rocktasche zu stecken vermeinte, während selbige jedoch unbeachtet auf den Boden des Wagens glitt. Sie war ja vollauf mit dem lieben, ihr geschenkten Kindlein beschäftigt und hatte bloß für es Augen und Ohren.

Nach und nach wurde der Omnibus leerer; auch die Jungfrau kam zum Ziel ihrer Fahrt, und nach wenigen Minuten trat sie mit dem ihr kostbaren Funde in ihre kleine Stube ein. Sogleich wurden eifrige Vorkerkungen getroffen zum Verherbergen des kleinen Gastes, und eben in derselben Zeit trat auch der fremde Herr in seine Wohnung ein, der sich bittere Vorwürfe machte, die Adresse der barmherzigen Samariterin nicht verlangt zu haben. Seine Adresskarte war, wie gesagt, im Wagen verloren gegangen.

Von wannen das arme Mädchen stamme, hat die edelmüthige Jungfrau, Marie Guerin mit

Namen, niemals erfahren; kein Mensch und keine Seele hat sich nach der Kleinen erkundigt, die eine treue und liebevolle Pflegemutter gefunden. Obgleich in beschränkten Umständen, von der Arbeit ihrer fleißigen Hände lebend, unterzog sich Marie freudig der übernommenen Pflicht, und ein Jahr um das andere ging glücklich und geräuschlos der Pflegemutter und dem Pflegerdöchterchen vorüber, das den Namen Luise erhalten.

II. Im sechsten Stockwerk.

Hier müssen wir uns jetzt um achtzehn bis neunzehn Jahre vorwärts denken, und abermals in den auf der linken Seite des Seineflusses liegenden Theil von Paris, den man gewöhnlich das lateinische Viertel, quartier Latin, nennt, weil da meistens die Studenten, die Maler und sonstige Künstler ihr Wesen treiben. Wir betreten in Gedanken das helle und freundliche Dachstübchen eines Landschaftmalers, Leon Henriot genannt, der bloß aus Liebhaberei sich so hoch hinaufnisset und mit Farben und Pinsel sich beschäftigt, denn er ist der einzige Sohn eines reichen Eigenthümers aus der Sankt-Honore-Straße, und braucht daher nicht um's tägliche Brod zu malen, noch auf einige Franken mehr oder weniger Mierhinzins zu schauen. Ringsum an der Wand des sonnebestrahlten Dachstübchens hängen fertige und halbfertige Landschaften, und das bescheidene, sogar spärliche Geräthe darin, läßt keineswegs auf den Reichtum seines jungen Bewohners schließen.

Wenn es anfänglich nur eine künstlerische Laune war, die den im Schooße des Glückes erzogenen und lebenden Leon dieses Stadtwiertel und dieses Stübchen im sechsten Stocke wählen machte, da er ja leicht im Hause seines Vaters selbst eine Malerwerkstätte sich hätte einrichten können, so wurde dieser Aufenthalt ihm in kurzer Zeit sehr lieb und werth, und zwar durch einen ganz unvorhergesehenen Umstand, der entscheidend in sein Leben eingriff.

Im nämlichen Stockwerke, ganz in der Nähe von Leon's Dachstübchen, hatten zwei Frauenzimmer eine kleine Wohnung inne. Es waren Mutter und Tochter. Sie führten ein stilles und zurückgezogenes Leben. Seit einem Jahre war die Mutter mit Blindheit geschlagen worden; einige kleine Ersparnisse, und der bescheidene Verdienst der neunzehnjährigen Tochter, als Kleidermacherin, mußten zu Beider Unterhalt ausreichen. In ihrer Wohnung herrschte die größte Ordnung und Keuschheit; Fleiß und Sparsamkeit und gegenseitige Liebe und Ergebung saßen in dieser Zu-

fluchtsstätte häuslichen Friedens oben an, und ergossen darüber einen anziehenden, dem Auge wohlthuenden Glanz.

Mit diesen Nachbarinnen wurde Leon bekannt, und erhielt die Erlaubniß sie von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. Es war ihm jedesmal ungemein wohl in ihrem netten, immer aufgeräumten Stübchen, und ein Stündchen entschwand ihm nur allzuschnell unter gemüthlichem Geplauder. Daß er der Sohn eines reichen Vaters sey, hatte er ihnen nicht gesagt; sie kannten ihn bloß als angehenden Landschaftsmaler, der mit Pinsel und Farben sein Brod zu verdienen suchte.

Glücklicherweise besaß Leon ein edelmüthiges Herz und eine unverdorrene Seele, sonst hätte seine Bekanntschaft gefährlich werden können für die arglose und unschuldige Tochter der blinden Nachbarin. Eine gegenseitige Zuneigung und Liebe keimte in den jungen Leuten auf, und an einem schönen Tage machte Leon seine offenherzige Erklärung, und hielt bei der Blinden um die Hand ihrer Tochter an. In solchen Sachen pflegen die Künstler nicht lange Federlesens zu machen.

Mutter und Tochter willigten ein; letztere mit verschämtem Erröthen und niedergeschlagenen Augen. Der junge Maler schwebte auf dem Gipfel seines Glückes, und eilte nach Hause, seinen Eltern die große Neuigkeit zu verkünden und um ihre Einwilligung zu der beschlossenen Heirath zu bitten.

Dies war aber keine Kleinigkeit, und Leon sah gleich, daß er die Rechnung ohne den Birth gemacht hatte, denn kaum fing er an von dem Kapitel der Ehe zu sprechen, von seiner ersehnten Hochzeit mit einer schönen und sitzamen und frommen Arbeiterin, einem Muster kindlicher und aufopfernder Liebe, so betitelte man ihn als blinden Schwärmer, der sich von ränkessüchtigen Weibskleuten übertölpeln lassen, die ihn an der Nase herumführen. Der Eltern Einwilligung ward ihm daher rundweg abgeschlagen. Ein unerwarteter und harter Streich für das liebende Herz des aufrichtigen Jünglings!

Er schwankte zwischen der Liebe zu seinen Eltern und der Liebe zu seiner Außerkorenen, der zartfühlenden Jungfrau, welche, wenn er sie verlassen hätte, gewiß vor Schmerz vergangen wäre. Die letztere Liebe behielt die Oberhand, denn Leon's Gewissen sagte ihm, daß er schlecht und niederträchtig handeln würde, wenn er die Geliebte so treulos verlasse, nachdem er ihr so heilig die Ehe versprochen. Er war mündig, und konnte daher auf gesetzlichem Wege der Eltern Einwilligung fordern.

Die hiezu nöthigen Schritte wurden gethan, zum großen Aerger und Leidwesen von Leon's Eltern, und bereits war der Tag der Hochzeit festgesetzt. Da erfuhr die Braut zufällig den wahren Sachbestand, welchen Leon vor ihr und ihrer Mutter geheim gehalten, und Alles nahm schnell eine andere Wendung.

Trotz ihrer herzlichen und innigen Liebe zu dem vermeintlichen jungen und unbemittelten Maler, schwankte die Jungfrau nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Liebe. Ihr edler Stolz und ihre Uneigennützigkeit gestatteten ihr nicht, unter solchen Bedingungen in die mit Gewalt ertrugte Ehe zu treten, und sie entsagte, obwohl mit blutendem Herzen, all den schönen Träumen von Glück und Liebe, die sie für die freudenreiche Zukunft gemacht. Mit wohlwollenden, aber festen und bestimmten Worten, bat sie den geliebten Leon sie zu meiden und aufzugeben, und dem Willen seiner Eltern sich gehorsam zu unterwerfen.

Der junge Mann wollte fast verzweifeln, denn so wie er den festen Charakter seiner Geliebten kannte, durfte er sicher seyn, daß sie nun, unter solchen Umständen, nicht mehr ihr Jawort geben würde. Mit zerknirschter Seele, halb wahnsinnig vor tiefem Schmerz und Weh, kehrte er heim in die Sankt-Honore-Straße, in das prachtvolle, väterliche Haus. Leon's Vater konnte fast seinen Augen und Ohren nicht trauen, als er vernahm was vorgefallen. Das unbekante Mädchen, das seinem Sohne den Kopf verwirrt hatte, mußte doch eine liebe und edle Seele, keine ränkessüchtige und gewinnfüchtige Dirne seyn, für was er sie bisher gehalten hatte!

Herr Henriot nahm sich vor, gleich des andern Tages einen Besuch bei Mutter und Tochter zu machen, und ihnen mündlich seinen warmen Dank abzustatten für das aufopfernde Zartgefühl, das sie bewiesen. Die blinde Mutter befand sich allein in der Wohnung; die Tochter war eben ausgegangen, um fertige Arbeit abzuliefern.

Er klopfte an, und trat behutsam ein in das nette Stübchen, mit dem festen Vorsatz, Alles wohl zu beobachten und nicht durch etwaige leere Thränen sich erweichen zu lassen, denn er traute noch immer nicht recht der edelmüthigen und uneigennützigten Aufopferung.

Kaum aber hatte Herr Henriot das Dachstübchen betreten und die Mutter erblickt, als er mit rührendem Erstaunen ausrief: „Großer Gott, ist's möglich! da sitzt ja die barmherzige Samariterin aus dem Omnibus! Ich erkenne sie an dem kleinen rothen Flecken im Gesicht. Erkennen Sie

mich nicht auch wieder? ich gab ihnen dazumal meine Adresskarte, allein Sie haben nichts von sich hören lassen.“

„Wie soll ich Jemand wieder erkennen?“ fragte die Frau traurig-lächelnd, „seit einem Jahre bin ich blind!“

„Und was ist aus dem kleinen Mädchen geworden, das Sie damals so großmüthig im Omnibus angenommen haben?“ forschte Herr Henriot gespannt; „lebt das Findlingskind noch?“

„Ja wohl lebt es noch, Gott sey Dank!“ antwortete Marie Guerin lebhaft, und setzte bescheiden hinzu: „Ich habe bei dem Mädchen Mutterstelle vertreten; vor einigen Augenblicken erst ist meine Luise Geschäften halber ausgegangen; sie ist eine arbeitssame, fromme Jungfrau geworden, welche mir hundertfältig die an ihr erwiesene kleine Wohlthat vergilt.“

„Wie, das bei Ihnen wohnende Mädchen ist bloß eine angenommene Tochter!“ verwunderte sich Herr Henriot.

„Ja, mein Herr,“ lautete die Antwort, „und ich mache Luise's ganze Familie aus. Doch, ist mir's erlaubt zu fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, und aus welchem Grunde diese Fragen an mich gerichtet werden?“

„Liebe Dame,“ sagte Herr Henriot, indem er ehrerbietig den Hut vom Kopfe nahm, gleich als hätte die Blinde dieses Zeichen der Hochachtung sehen können — „ich bin der Vater von Leon Henriot, dem jungen Landschaftsmaler, und komme zu Ihnen, um für meinen einzigen Sohn die Hand Ihrer lebenswürdigen Tochter zu begehren. Von Ihnen erzogen und herangebildet, muß sie

nothwendiger Weise auch Ihre christlichen Tugenden besitzen, und es soll meiner Familie zur rechten Ehre gereichen, die musterhafte Jungfrau in ihrer Mitte aufzunehmen. Sie willigen doch ein, liebe Dame?“

Das war zu viel Freude auf einmal für die Blinde, die das Unangenehme besser ertragen hatte. Der Kopf fing ihr zu schwindeln an, und sie verlor das Bewußtseyn. Während Herr Henriot noch eifrig damit beschäftigt war, sie wieder zur Besinnung zu rufen, kam Luise zurück, und es fehlte nicht viel, damit die bevorstehende Hochzeit seines Sohnes mit Fräulein Luise Guerin öffentlich verkündigt werde.

Das Vater Henriot's edelmüthige Bitte Gehör und Gewährung fand, wird der geneigte Leser sich wohl von selbst denken können. Noch bevor er nach Hause zurückging, that der glückliche Brautvater die nöthigen Schritte beim Pfarrer und auf dem Gemeindehaus, damit die bevorstehende Hochzeit seines Sohnes mit Fräulein Luise Guerin öffentlich verkündigt werde.

Die beiden jungen Leute, die auf so wunderbare Weise zusammengekommen, wurden ein glückliches Ehepaar, das Glück und die Freude der Eltern, und, trotz ihrer Blindheit, dankt die nun aller Sorgen entthobene barmherzige Samariterin dem lieben und treuen Gott für Seine weisen und väterlichen Führungen.

Auflösung der Räthselnüsse.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Genealogie der kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit
 Eugenie von Montijo, Gräfin von Tcheba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen. Aus dieser Ehe:
 Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren den 16. März 1856.
 Jerome Bonaparte, geboren 1784, Oheim des Kaisers, Wittwer der Prinzessin Catharina von Württemberg. Aus dieser Ehe:
 Napoleon, geb. 1822. — Mathilde, geb. 1820.

Fremde Mächte.

| | Alter. |
|--|--------|
| Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oestreich, | 29 |
| König von Ungarn und Böhmen | 41 |
| Alexander II, Kaiser von Rußland | 36 |
| Abdul Medjid, türkischer Kaiser | 29 |
| Isabelle II, Königin von Spanien | |

| | |
|---|----|
| Don Pedro V, König von Portugal | 19 |
| Franz II, König beider Sizilien | 24 |
| Viktor Emmanuel II, König von Sardinien | 38 |
| Wilhelm, Prinz von Preußen, Regent | 63 |
| Viktoria I, Königin von Großbritannien | 40 |
| Karl XV, König von Schweden | 34 |
| Georg V, König von Hannover | 40 |
| Friedrich VII, König von Dänemark | 51 |
| Wilhelm III, König von Holland | 52 |
| Leopold I, König der Belgier | 69 |
| Otto, König von Griechenland | 44 |
| Maximilian II, König von Bayern | 48 |
| Johann, König von Sachsen | 55 |
| Wilhelm I, König von Württemberg | 78 |
| Pius IX, Pabst | 67 |
| Friedrich, Großherzog von Baden | 33 |
| Adolph, Herzog von Nassau | 42 |
| Leopold II, Großherzog von Lothana | 62 |